

Abendländische
Tausend und eine Nacht

oder:
die schönsten Märchen und Sagen

aller
europäischen Völker.

Zum ersten Male gesammelt
und neu bearbeitet

J. P. LYSER.

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des
Herausgebers.

II. Bändchen 1. Abtheilung.

Meissen,
bei F. W. Goedsche.



Lijer del.

Der Vampyr.

Abendländische

Tausend und eine Nacht

oder

die schönsten Märchen und Sagen

aller

europäischen Völker.

Zum ersten Male gesammelt und neu bearbeitet

von

J. P. E n f e r.

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers

Zweites Bändchen.

1. Abtheilung.

M e i s s e n ,

bei F. W. Goebfche.

1838.

Drei und funfzigste Nacht.

Franz wurde den nächsten Abend aufgefordert eine Sage mitzutheilen. „Ich führe Sie,“ hob er an in ein an Sagen, Märchen und Aberglauben reiches Land, nach Ungarn und wünsche, daß Ihnen meine Sage, wenn auch schaurig, doch nicht so gräßlich wie das Märchen vom Rattenfänger erscheinen mag.

Der Willi-Lanz.

Der stolze Freiherr von Löwenstein sah vom Söller seines Schlosses finster nieder auf den Weg, der sich den Berg hinab, das schmale Thal entlang, hinzog gen Trencsin und dann fort längs der Wag in die volkwimmelnde Ebene. Als er nun einen schönen schlanken Jüngling auf leichtem Roß aus den Thoren des Schlosses reiten sah, sah, wie er in voller Lebensfreude dahinsprengte, lachte er wild auf und rief einen Knecht, auf daß Emelka, seine Tochter, kommen möchte.

Wie aus düstern Wolken der Stern der Liebe blizt, so trat sie in die Kammer des Vaters. Er führte sie auf den Marmorsöller und sprach: „Siehst du jenen Reiter, der dort hinsprengt, und erkennst du ihn?“ Aufsteigende Besorgniß niederkämpfend, antwortete sie: „Ja Vater! es ist dein Edelknaube Gyula.“ — „Den

siehst du nie mehr," entgegnete er kalt. Da schwan-
den ihr die Sinne, das Aug' umflorte sich, und be-
wußtlos wäre sie hinabgestürzt in die Tiefe, hätte sie
des Vaters kräftiger Arm nicht aufgefaßt. In ihrem
Gemach übergab er sie den Dienerinnen. Indessen war
Gyula fortgetrabt ohne Ahnung dessen, was ihm der
finstere Freiherr bereitet hatte; er meinte, das Ziel sei-
ner Reise sey das templarische Hospitium zu Pösteey.
An den Prior war ihm ein Schreiben mitgegeben worden
und der Auftrag, es geheim zu überreichen. Er sehnte
sich, die Gunst seines Herrn je mehr und mehr zu er-
werben, und sah in diesem geheimen Auftrag den An-
fang seines Vertrauens. Wer kennt alle die süßen
Träume, die sich hieraus für ihn, den Liebenden ent-
spannen! Denn es ahnet ja wohl Jeder, daß er
Emelka liebe und von ihr wieder geliebt werde.

An der Reige des Tages hielt er am Gehölz, un-
fern des Convents die einbrechende Nacht erwartend.
Im Dunkel derselben gedachte er zum Prior zu gehen.
Es war einer der herrlichsten Tage des Mai's; der
Abendröthe Purpurschimmer, des Himmelszeltes wol-
kenloses Blau, der Nachtigallen tief aufathmender Sang,
der unzählbaren Blüthen süße Düfte, der Zweige lie-
besflüsternd Rauschen — alles traf sein Herz so weich,
so voll; er hätte die Welt an seinen Busen drücken
mögen; einzelne Glockentöne, die zu ihm ins Gehölze
summten, der Sterne immer heller werdendes Licht,
des regen Lebens Schwinden mahnten ihn zum Auf-

bruch; es war ihm recht feierlich zu Muth, als er hinnritt längs der Wag, die eilend fortströmte, wie von unendlichen Liebeßsehnern gedrängt.

Mit Einemmale trat ihm das Klostergebäude entgegen, so ernst, so kalt, wie oft das Leben der Liebe entgegentritt. Er gab das Zeichen, das ihm der Freiherr gelehrt; der Servient öffnete die Eisenthüre, die sich geräuschlos in ihren Angeln drehte, und fragte mit gedämpfter Stimme: „Vom Orden?“ — „Nein! vom Freiherrn von Löwenstein an den Prior.“ — „Wohl, folgt!“ Einen schmalen Wölbgang schritten sie tönend entlang, eine steile Wendeltreppe auf. An der nächsten Thüre hielt der Servient, pochte dreimal schnell, aber leise; eine Stimme antwortete: „Ich bin allein.“ Der Servient deutete auf die Thüre und verschwand in den finstern Bogengängen. Gyula öffnete.

In einem alterthümlich geschnitzten Lehnstuhle, von einer Leuchte matt bestrahlt, saß der Prior regungslos, daß er fast anzusehen war wie ein Rittergebilde auf alten Mählern. Als nun der Jüngling näher trat, und der greise Prior seine Züge im Ampellicht unterscheiden konnte, fuhr er mit der flachen Hand über die Stirne, wie ein Mann, der sich auf etwas lang Entschwundenes besinnen will. Der Jüngling übergab ihm das Blatt des Freiherrn; der Prior öffnete es schweigend und las. — Immer ernster wurden seine Züge, und seine Augen starrten wie eingewurzelt auf das Blatt. Es war so still, daß Gyula das

Schlagen seines Herzens hören konnte. Endlich begann der Prior: „Dein Name?“ — „Gyula Ferhegyi!“ — „Und deine Eltern?“ — „Geisa Ferhegyi und Euse Lórandi, beide todt.“ — „Der Ring auf deinem Finger?“ — „Meiner sterbenden Mutter letztes Geschenk.“ Eine leise Röthe überflog des Priors bleiche Wangen. Er winkte ihm auf einen Stuhl und sprach: „Mein Vorgänger ist so schleunig abgerufen worden, daß es scheint, es habe ihm die Zeit gefehlt, den Freiherrn von seiner Entfernung zu verständigen; denn dieser Brief gilt ihm. Er schreibt: zum Tod mit dem Uebbringer dieser Zeilen, zum Tod: denn geringer Herkunft, wagt er es, meine Tochter zu lieben: zum Tod, daß ich ihn nimmer sehe, aber heimlich.“ „Kennt denn die Liebe den Stolz der Ahnen?“ rief der Jüngling. „Schweig, entgegnete der Prior, ich habe den Auftrag meiner Obern, den Wünschen des Freiherrn mich zu fügen,“ (Gyula fuhr flammend auf); „aber dir will und kann ich nichts zu Leid thun; doch schwöre, daß du ewig verschweigst, was du nun erfährst.“ Und Gyula schwur. Der Jüngling faßte bewegt seine Hand, der Alte aber sprach mit einer Stimme, in der des Herzens lang verhüllte Wärme in ihrer zartesten Bewegung bebte: „Du mußt noch diese Nacht, mußt auf der Stelle fort, hier liegt ein Brief an unsere Meister in Croatien. Er war für einen andern bestimmt, nun sey er dein. Hier lies ihn und merke dir den Namen. Der Meister stellt dich in unser Heer, halte dich gut,

das Uebrige laß dem Himmel, und wenn dich alles verläßt, bleibe ich dir.“ Wodurch habe ich so viele Theilnahme verdient?“ rief der tief bewegte Jüngling, und der Prior erwiederte: „Du hast mich in längst vergangene Zeit zurückversetzt, mein Herz ist weich geworden und es drängt mich, dir zu sagen, was in meinem Innersten wohnt, was nie über meine Lippen gekommen ist, auf daß du weißt, daß du deiner Mutter zweimal das Leben dankst. Ich habe sie geliebt mit aller Gluth des jugendlichen Feuers; ich liebe sie noch wie einen Leitstern in trüber Nacht; ich sah sie — ein Mädchen noch — sehr oft auf ihres Vaters Burg, ach! aber auch dein Vater sah sie dort und liebte sie so wie ich, wer hätte es auch nicht gethan? — Soll ich dir alle Qualen meines Herzens schildern? Ich vermochte nicht dieß Schwanke zu ertragen, mit einem Wurf wollte ich mein Schicksal lösen; hin ritt ich zu ihres Vaters Burg und gedachte, ihr meine Liebe zu erklären, da begegnete mir ein Knappe und rief mir zu: ich käme eben recht; alles sey so froh im Schloß, Euse werde so eben verlobt. Da gab ich dem Knappen einen Ring, denselben, den du jetzt an Deinem Finger trägst, ein Geschenk für sie, wandte mein Ross, und sprengte dahin. Ich ward Templer. Schon war sie getraut, ich durch Gelübde gebunden, als ein Ritter in unser Hospitium kam. Er sprach sehr viel, deß ich nicht achtete, als er auch deiner Mutter gedachte. Mein Herz bebte; er beschrieb die Feierlichkeit der

Erkennung, und wie sie so traurig gewesen, und wie die Sage gebe, daß sie einen Andern geliebt, und nur aus Gehorsam sich mit ihrem Gatten verbunden. Das alles waren eben so viele Dolchstiche für mich! Seitdem habe ich nicht's mehr von ihr gehört, habe es mir sogar versagt, nach ihr zu fragen. Ich wurde nach den Orient gesendet, ich suchte den Tod und fand ihn nicht. Wenige Wochen sind es, daß ich zurück, wenige Tage, daß ich hier bin, und ich murre nicht mehr, daß mich kein Sarazen getödtet; denn ich kann Dir das Leben retten. Doch sieh! die Sanduhr ist abgeronnen, die Sterne sinken, die Zeit drängt, fahre wohl, und wenn du im Weh zu vergehen meinst, so denke mein, und daß auch ich gelitten.

In sprachloser Rührung sank der Jüngling in seine Arme; der Prior schellte; der Servient trat ein, Syala schwankte hinaus und saß zu Roß, eh' er wußte, wie ihm geschehen. Beherrüthig blickte er zurück, hin wo der Löwenstein prangte, und sein Herz schwamm im bittersten Leid, als er sein Roß vom bekannten geliebten Pfad wegwenden mußte zum fremden, neuen!

„Da preisen unsre Zeitgenossen die Vorzeit und loben den Muth und die Biederkeit unserer Ahnen und doch ist unsre Zeit bei aller Verderbtheit der Menschen nicht so reich an Grausamkeiten der Art wie Emellas Vater sie an dem Vagen beging,“ sprach der Caplan.

„Dafür quälen jetzt die Menschen einander auf andere

Weiße und der subtile Mord wird nie aufhören," versetzte Reiner; „ein Glück ist es freilich dessen wir uns zu erfreuen haben: so ungestraft wie damals darf jetzt der Große uns nicht den Fuß auf den Nacken setzen."

„In Ungarn herrschte von jeher der reiche Adelige despotisch und noch jetzt erlaubt er sich Willkürlichkeiten, die sich in einem andern Lande der Landesherr nicht wagen dürfte; ich habe dort Manches erlebt was uns die wir es besser gewohnt sind unglaublich scheint," sagte Eduard.

„Und doch," rief Franz erregt, „doch ist Ungarn ein schönes, herrliches Land und der Aberglaube des Volks ist voll Poesie wie ihre Tracht, ihre Gegend und ihr Wein und ich gedenke Ihnen mit ungarischen Sagen noch manche halbe Nacht zu kürzen.

Vier und funfzigste Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Die folgende Nacht fuhr Franz fort

In der Burg Löwenstein ging es indessen stille her. Kaum hatte sich Emelka von ihrer Ohnmacht erholt, als ein Bote vom Pösteenyer Prior anlangte mit der Kunde: Der Knappe von Löwenstein sey im Heim-

reiten von den Fluthen der Bag in der trügerischen Furt von Beczko hinweggerissen worden.

Emelka rang mit einer schweren Krankheit. Des Hauses einziges Kind!! Des Freiherrn harte Brust durchzuckte Angst. Er berief einen heilkundigen Mönch, der entriß sie dem Tod, aber den Quell der Krankheit vermochte er nicht zu bannen. Sichtlich welkte sie dahin. Der Sommer schwand, der Herbst kam und ging, der Winter war in seiner ganzen Strenge eingetreten; der Freiherr hauste im Forst, die Eber der Gebirge jagend, noch öfter auf Temetveny; es schien, als habe er Wichtiges mit dem Burgherrn daselbst zu berathen. Wenn es nun so recht einsam war, der Schnee in dichten Flocken fiel, die Dämmerung ihre scheuen Flügel ausbreitete; wenn nur des froststeifen Aares Geschrei, nur der Wachen einzelner Ruf ernst und schauerlich durch die Stille hereinbrach, da rief Emelka ihrer Amme Gunda. Während der Feuerheerd knisterte, das Fräulein aber träumerisch auf ihre Kissen sank, erzählte diese, was ihr an Sagen aus der Vorwelt bekannt war, vom Ritter Argylus und seinem Lotos, der Ungern ersten Wanderschaften, den Wundern der Befehrer des Landes, dem Glück, das ausdauernde Liebe krönt; von des Meineides unausweichlicher Strafe, wie sogar Geister kämen aus der Gruft, verlassene Liebe zu rächen, oder wie sich im Leben Getrennte im Tod endlich liebend vereinen. Vor allem liebte Emelka das Märchen von der Willi, was denn die Alte immer so

begann: „Willi, heißt mein liebes Kind, ein Mädchen, welches als Braut stirbt. Die Willis irren ruhelos umher, halten auf Kreuzwegen ihre Tänze; finden sie dort einen Mann, so tanzen sie ihn todt; er ist dann der Bräutigam der jüngsten Willi, die durch ihn zur Ruhe kommt; eine solche Willi ist auch meine Schwester. Ach! ich habe sie gar oft im Mondenschein gesehen,“ und nun erfolgte die Geschichte der Liebe, des Leidens und des Todes jenes armen Mädchens. In den Erzählungen aus dem Gebiete des Geisterreiches suchte die unglückliche Emelka die Schwere des Erdenlebens zu vergessen.

So war das Frühjahr genahet, als der Freiherr eines Tages von Temetveny zurückkam und seiner Tochter ankündete, daß sie Braut sey, Braut des Herrn von Temetveny; Emelka kannte des Vaters felsenfesten Willen und ging schweigend von dannen. — Zufrieden schaute der Freiherr hinaus in das Bagthal. Hier, und rechts und links, und über jenen Bergen werde ich nun mit meinem Schwiegersohn herrschen; so dachte er. In der Verzweiflung ihres Herzens flehte Emelka auf zum Himmel um Rettung, und der Himmel rettete sie; sie ward bleicher und bleicher, das Roth ihrer Lippen schwand, der Glanz des blauen Auges erlosch, ihr Rabenhaar floß ringlos über Nacken und Arme, als habe ihr der Tod seinen Mantel umgeworfen: sie starb. „Vater! ich vergebe dir, daß du Ghula von mir gesendet,“ war ihr letztes Wort, und dem harten Freiherrn

hefte das Mark in den Gebeinen, und als der Sarg geschlossen war, ließ er ihn hinaustragen in den Wald zu einer Höhle und dort einerden; er aber zog als Siebeler in die Höhle und hat seitdem nicht mehr geredet.

Mit ungewohnter Schnelle verbreitete sich durch Handelsleute die Kunde von der Verödung des Löwensteins nach Croatia, und Syula machte sich auf und pilgerte heimwärts. „Gleicht denn mein Leben nicht einer Blume, die in ihrer vollsten Blüthe zertreten ward? wohl! so seyen die welken Blätter wenigstens dort verstreut, wo mein Glück ruht. Will mir der Freiherr es nicht gönnen, daß ich mit ihm das Grab hüte, so mag er mich tödten, aber von ihr lassen werde ich nicht!“

Es war später Abend als er nach mühevолlem Wandern am Löwenstein anlangte. Eine unnennbare Bewegung zog ihn hinein zum geheimnißreichen Wald; neben ihm rauschte es wie windgetriebenes Herbstlaub, einzelne Klänge drangen zu ihm wie der Sang träumender Nachtigallen; leise Schimmer wie ziehende Glühwürmer zuckten aus dem Gebüsch vor; der Mond trat in seiner Fülle heraus, die Glocke schlug zwölf, er stand auf einem Kreuzweg im Kreise der Willis. Leise, leise erhoben sie die Stimmen, ein trübes Lied voll bangen Sehns, voll ungestillter Liebe entquoll den Geisterlippen, und schneller und schneller wirbelte der Tanz, und die Fingerringe und die Myrthenkronen leuchteten, und die Haare wehten wie ziehende Rebel; da trat Eine

auf ihn zu und faßte ihn bei den Armen, und wie er aufblickte schrie er laut auf: Emelka! Er sah ihr in das Auge, und sein Blick erstarrte, sie drückte ihn an das Herz, und das seine hörte auf zu schlagen, und als sie ihn küßte, war er todt.

Als des andern Morgens der Freiherr hinabschritt in das Thal, fand er die Leiche unter einem Rosenstrauch. Er erkannte seinen frühern Edelknaben. „Herr, vergieb mir meine Sünden!“ sagte der himmelan gehobene Blick. Er lud den unglücklichen Jüngling auf seine Schultern, und grub ihn unter heißen Thränen ein neben seiner Tochter. Von nun erschien der Edelknabe und die Tochter oft in seinen Träumen, leuchtend wie der Morgenstern, und sahen ihn verzeihend und tröstend an.

„Ich habe oft von den Willis gehört“ hob die Freifrau an „und immer hat mich diese Sage von ihrem nächtlichen Erscheinen innig bewegt. Als ich jüngst Heines florentinische Nächte las, wurde ich wieder auf angenehme schauerige Weise daran erinnert.“

„Die Sage ist für mich eine Allegorie,“ sprach der Caplan, „daß die Sehnsucht nach Liebe, so wie alle tiefere Empfindungen uns in jenes Leben begleiten.“

Die folgende Nacht ließ der Caplan lange auf sich warten und wurde von allen mit freundlichen Vorwürfen empfangen. Er mußte um seine Verspätung gut zu machen, sogleich versprechen ein heitres Märchen zu erzählen und lächelnd begann er:

Fünf und funfzigste Nacht.

Die Königstöchter.

Es war einmal ein König, der hat drei Töchter gehabt, die eine hatte goldene Haare, die zweite silberne Haare und die dritte eiserne Haare. Die Prinzessin mit den goldenen Haaren hieß Capellidoro, die mit den silbernen Haaren hieß Bianchetta, und die mit den eisernen Nerabella. Und wie ihre Haare und ihre Namen, so war auch ihre Schönheit; Prinzessin Capellidoro leuchtete wie die Morgenröthe, Bianchetta strahlte wie ein Stern, Nerabella war magisch wie ein Karfunkel. Und wie ihre Haare, ihre Namen und ihre Schönheit, so war auch ihr Gemüth; Capellidoro war lockend und freudig, wie eine blumenreiche Wiese, Bianchetta klar und mild, wie ein krystallheller Bach, Nerabella anziehend wie ein Magnet. Der König selbst hieß Passus.

Immer wenn in des Königs Land die Rosen zu blühen begannen, zog der König sich zurück in seine Gemächer, und trat nicht heraus durch acht Tage, und Niemand durfte zu ihm hinein und er weinte viel.

Da geschah es denn einmal, daß die drei Königstöchter, im königlichen Garten spazierend, die erste Rose bemerkten, sofort zu ihrem königlichen Vater traten und

sagten: „Lieber Herr König und Vater! wir sehen mit großem Schmerz und Betrübniß, daß die Zeit wieder naht, in der Ihr Euch einschließen und Euren Schmerz überlassen werdet; so möget Ihr uns die Bitte gewähren, die wir an Euch stellen, und uns erzählen, was Euch so viel Schmerz verursacht: denn wenn uns auch nicht vergönnt ist, Euch zu helfen, so wollen wir doch Euren Kummer theilen und mit Euch weinen, wie es liebenden Töchtern ziemt.“ Da war der alte König in seinem Herzen gerührt; er schloß die Prinzessinnen in seine Arme und weinte aus Freuden, so viel es sich für einen König schickt. Endlich begann er: „Geliebte Prinzessinnen und Töchter! Ihr werdet Euch erinnern, daß sich das Gerücht verbreitet hat, Euer kleiner Bruder Lindoro sey von einem Freund, dem bekannten Zauberer Zoraduro, nach Aegypten in die Pyramiden auf die hohe Schule gebracht worden, aber daselbst gestorben an dem zu häufigen Genuß gespickter Eidechsenzungen, die man ihm gereicht, um sein Gedächtniß zu schärfen. Ich und Ihr und der ganze Hofstaat haben dieses unglücklichen Ereignisses wegen Trauer getragen. Dieses Gerücht aber ist nicht wahr. Euer Bruder lebt, ich weiß aber nicht wo und ich weiß nicht wie. Er ist mir entführt worden durch meine Feindin, die grimmige Fee Fanfferina, die mich haßt, weil ich sie nicht zu meinem Gemahl wählte. Es geschah aber so: Euer Bruder Lindoro ging eines Abends mit seiner Wärterin in unserm königlichen Garten spazieren. Als er an den

großen Teich kam, der sich an den Berg anschließt, schwamm ein Lilienblatt daher, welches die aller schönsten und lieblichsten Lieder sang, so daß dem Kleinen die Lust anwandelte, auf dem Blatt spazieren zu fahren. Die Wärterin suchte ihn davon abzuhalten, anfangs mit sanften Ermahnungen, zuletzt wollte sie sogar Gewalt brauchen: da wurden ihre Augen geblendet, es tanzten gegen hundert kleine Lindorö vor ihren Blicken herum, und sie wußte nicht, welche dieser Gestalten der eigentliche Lindoro sey. Die Lieder des Lilienblattes wurden immer lauter und dringender, und plötzlich sprang mein Lindoro in das Lilienblatt, das mit ihm in Sturmes-eile dahin flog. Die Wärterin wollte ihm nach in das Wasser! die Truggestalten aber verwandelten sich in lauter Nesseln und peitschten auf die Wärterin unbarmherzig los, bis auf ihr Geschrei meine sieben Sperber zum Schuß herbeigeflogen kamen, denen, wie Ihr wißt, die Hut des königlichen Gartens vertraut ist. Sie wollten über die Oberfläche des Sees streichen dem Lilienblatte nach, aber eine Lerche flog ihnen entgegen, und bei jedem Ton, den sie wirbelte, verloren die Sperber Federn, so daß sie kaum in den Garten zurück konnten, und seither noch nicht zu fliegen vermögen. Die Wärterin versank in den Boden, nur der Kopf blieb heraus, und ward zur Erde, auf welcher ihre Haare als Ameisen herumspazieren. Die Nesseln aber erstarrten und wurzelten in dem Boden und sind bis jetzt noch nicht ausgerottet worden. Die Wurzeln der Nesseln

sind hart und scharf wie Schwerter. Mein Obergärtner, Euer Freund Hamster und seine untergeordneten Maulwürfe haben sich an derselben alle Zähne ausgebissen; die ihnen mein Hofdentist aus Brillanten verfertigt, hatten keinen bessern Erfolg. Sobald ich mein Mißgeschick erfuhr, schabte ich sogleich etwas vom Nagel des Zeigefingers meiner linken Hand, welches zwischen mir und meinem Freund Zoraduro das Zeichen der größten Noth ist; und obschon er eben beschäftigt war, dem Berg Hekla ein Brechmittel einzugeben, verließ er dennoch seinen Patienten auf der Stelle und flog hieher auf einem überaus schönen und gut abgerichteten Hirschhornkäfer, der seither noch in meinem Stalle steht, wie Ihr selbst gesehen, weil er ob der Schnelligkeit der Reise flügelahm geworden. Als ich ihm mein Unglück geklagt, forschte er in seinen Büchern und in den Gestirnen, wo mein Lindoro sey; es war vergebens. Er reiste sogar an die Katarakten des Nils wo ein alter Zauberer als Einsiedler lebt, dem einst der große Merlin den hundertjährigen Zauberkalender geschenkt, in welchem alle Zaubereien, die sich mit königlichen Prinzen zutragen werden, auf hundert Jahre voraus berechnet sind. Auch darin war nichts zu finden. Die Eine nur wurde dem Zauberer Einsiedler klar, daß Lindoro noch lebe; wo aber und wie er zu finden, konnte er nicht ergründen. Es fand sich wohl eine Randglosse von Merlin's eigener Hand, sie war aber nicht leserlich; denn Merlin schrieb, wie die mei-

sten Gelehrten, eine schlechte Hand, und nahm aus Geiz gewöhnlich schlechte Galläpfel zu seiner Dinte, sie hatte also nachgebleicht. Die beiden Zauberer glaubten nur entziffern zu können, daß meinem Reich nicht durch Zauber, sondern durch Entsagung Heil erblühen werde. Aber wie bezieht sich dies auf Lindoro? Ich habe daher keine Hoffnung ihn je wieder zu sehen. — Dies ist die Ursache meines Kummer, geliebteste Prinzessinnen und Töchter! und dieweil ich ihn verloren eben zur Zeit, als die Rosen zu blühen begannen, erwacht mein Schmerz immer mit erneuerter Kraft, so oft sich ihre Kelche aufs Neue erschließen. Und nun lebt wohl und stört mich nicht in meinem Schmerz und meiner Einsamkeit.“ Mit diesen Worten trat er in sein Kabinet, welches, da seine Augen durch vieles Weinen schwach geworden waren, zur Erquickung derselben aus einem einzigen Smaragd gehauen war, zog die Vorhänge nieder und begann zu weinen.

Die Königstöchter sahen sich bedeutungsvoll an, wandten sich schweigend um und gingen in ihr Gemach, und schlossen sich ebenfalls auf acht Tage ein.

„Ei, Herr Caplan, da gab' es was zu malen, wenn ich alle die Herrlichkeiten des königlichen Schlosses malen wollte,“ scherzte Reimer.

„Und die schönen Prinzessinnen,“ fuhr Alma lachend fort, „die goldhaarige Prinzessin denk' ich mir recht schön, aber Silberhaare werden nicht zu den Schönheiten gerechnet und eiserne? Es heißt immer, harte Haare, harter Sinn!“

„Keine Glossen gemacht!“ gebot die Freifrau, „damit unser Freund nicht die Lust verliert, sein artiges Märchen weiter zu erzählen.“ Der Caplan meinte, daß er in Alma's Heiterkeit nur neue Anregung finde und mit besonders guter Laune fuhr er den nächsten Abend fort:.

Sechs und funzigste Nacht.

(Fortsetzung des vorigen Märchens.)

Am ersten Mai, als an welchem Tage des Königs Trauer vorbei zu seyn pflegte, harrten sie sein an der Thüre, jede mit einer Gabe; Prinzessin Capellidoro trug einen goldenen Helm, Prinzessin Bianchetta einen silbernen Schild, Prinzessin Nerabella ein eisernes Schwerdt. Sofort, als der König sein Gemach öffnete, sprachen die Prinzessinnen: „Geliebtester Vater und König! wir haben Dir gesagt, daß wir Dir zu helfen gesonnen sind, wenn uns dieses möglich, und siehe! wir haben Mittel dazu gefunden. Die Gaben, welche wir Dir bieten, werden Dir Deinen Sohn, und den Bruder verschaffen.“ Indes der König die Geschenke verwundert betrachtete, sprachen die Prinzessinnen weiter: „Du weißt, geliebtester König und Vater, daß unsre Pathe, die milde Fee Liliassamma, uns mit

unsern Haaren ein Pothengeschenk gemacht, und mit ihnen die Gabe verbunden hat, daß wir dreihundert Jahre lang hindurch achtzehn Jahre alt und überaus schön bleiben, wenn wir unsere Haare nicht abschneiden; so oft wir sie abschneiden, verlieren wir hundert Jahre an unserem Leben. Der Zweck aber, zu dem wir sie abschneiden, geht in Erfüllung. Du weißt, daß wir als Kinder zweimal schon von dieser Zaubergabe Gebrauch gemacht; als wir nämlich bei einem Spaziergange sehr hungrig wurden, schnitten wir uns die Haare ab, um einen mürben Kuchen zu bekommen, und weil uns hierauf dürstete, opferte jede noch eine Locke, um eine Flasche frische Milch zu erhalten. Die Fee suspendirte aber die Fähigkeit, uns die Haare zu kürzen, bis wir wirklich achtzehn Jahre alt wären. Als wir nun die Ursache Deiner Traurigkeit erfahren, haben wir uns in unser Kämmerlein geschlossen, und da wir eben achtzehn Jahre alt geworden, uns die Haare abgeschnitten und aus selben diesen Helm, diesen Schild und dieses Schwert für unsern Bruder geformt. Wir bitten Dich nun, ein Turnier auszusprechen und diesen Helm, diesen Schild und dieses Schwert als Preis zu bestimmen. Wer den Helm aufsetzen, den Schild tragen und dieses Schwert zu schwingen vermag, der ist Dein Sohn und unser Bruder.“

Der König umarmte und herzte seine Töchter, und ließ sogleich alle Künstler seines Reichs zusammen rufen, und einen gläsernen Berg blasen, der hinauf reichte

bis auf den Balkon der Prinzessinnen, und oben lagen der Helm, der Schild und das Schwert, und immer stand eine Prinzessin dabei, um den Preis zu vertheilen; hundert Edelknaben aber schwangen sich auf eben so viele Adler und flogen in eben so viele Königreiche, alle Prinzen und Ritter und was nur irgend Lust hatte, zum Turnier aufrufend.

Auf viele tausend Meilen wimmelte es nun auf allen Straßen von Menschen, die zum Turnier zogen, denn jeder hielt sich für den Geschicktesten und hoffte für des Königs Sohn erkannt zu werden. So kam es, daß drei Ritter auf einer Straße zusammentrafen; der eine, auf einem gelben Rosse, reitend, war in helles Gold gekleidet, der zweite hatte ein weißes Ross und sein Panzer war lauter Silber; des dritten Pferd war nachtschwarz und seine Rüstung Eisen. Sie erkannten sich als die Söhne dreier benachbarter und befreundeter Könige und beschloßen die Reise zusammen zu machen.

Die böse Fee Fanserina sah nun wohl, daß sie die Entdeckung des jungen Prinzen Lindoro nicht zu hindern vermöge; aber wenigstens wollte sie die drei fürstlichen Ritter vom Turnier abhalten, weil sie in ihren Herzen laß und ihre günstigen Gesinnungen für das königliche Haus Passus erkannte. Es war Abend, als die Prinzen in einen dichten Wald einritten. Sofort flog die böse Fee Fanserina auf, und wie sie ihren Mantel ausbreitete, verschwanden die Sterne, Wolken lagerten auf Wolken, und Finsterniß ruhte auf der Fin-

sterniß. Sie streckte die Zunge aus und endlos blitze das Gewölke; sie spuckte, und wie der Wag rauschte das Gewässer; einen der drei Zähne, die ihr noch übrig, riß sie sich aus, und warf ihn in die Lüfte, und Schlossen wie Marmorblöcke fielen nieder. Das Gefolge der Prinzen zerstäubte in die nächsten Felsenhöhlen. Die Prinzen aber zogen ihre Schwerter und schlangen sie so künstlich im Kreise, daß keine einzige der Schlossen weder sie noch ihre Rosse traf, die Blitze fingen sie mit ihren Schilden auf. Die Rosse aber waren so leicht, daß sie über die Bogen der wildgeschwollenen Waldbäche trachten, ohne tiefer als bis an den Huf in das Wasser zu sinken. Mitten durch das Gebrüll des Donners, das Brausen der Gewässer, das Geheul des Sturms, das Rauschen der Eichen, klangen drei wunderfüße Stimmen, die sie ermahnten, nur muthig fortzureiten. Die Stimmen aber kamen von drei Johannisbläsern, die sich auf die Häupter ihrer Pferde gesetzt und ihnen die Pfade erleuchteten. Auch ohne diesen Beistand wären die drei königlichen Prinzen furchtlos gewesen, nun aber ritten sie um so muthiger fort durch die Finsterniß, einem Licht entgegen, das aus dem Dickicht anfangs spärlich, dann aber heller und immer heller ihnen entgegen funkelte. Es war eine Köhlerhütte. Der alte Mann hieß sie absteigen, sie führten ihre Rosse unter ein Schirmdach, sie selbst aber traten in das Gemach des Alten. „Ihr müßt es uns schon vergeben,“ sprach der Mann, „wenn wir Euch verlassen, meine

Alte muß nach der Küche sehen und ich der Kasse warten. Wenn mein Bube daheim wäre, könnte er es thun, aber der treibt sich in Sturm und Unwetter am liebsten herum. Wie jetzt das Gewitter losbrach, lief er sogleich in den Wald. Es ist keinah', als verstand' er die Sprache des Donners, und läse die Schrift der Blitze." Indeß sich nun die beiden Alten entfernt hatten, besprachen sich die Prinzen traulich, und der Goldprinz begann: „Was mich betrifft, ich reite nicht zum Turnier, um für des Königs Paffus Sohn erkannt zu werden, denn mein Vater ist mir lieber, als alle Väter der Welt, und das Königreich, mein Erbe, genügt mir; aber mein Herz erglüht in Liebe für die wunderherrliche Prinzessin Capellidoro, ob ich sie gleich noch nie gesehen, und um ihre Liebe zu erwerben, ziehe ich zum Turnier." Dasselbe ist mein Zweck," entgegnete der Silberprinz, „Prinzessin Bianchetta oder Keine besteigt den Thron mit mir." „So bin ich auch für Nerabella gesinnt," sprach der Eisenprinz, und sie reichten sich die Hände zum Freundschaftsbund und gelobten, sich wechselseitig in ihren Bewerbungen beizustehen, und falls es ihnen gelänge, die Gunst der Prinzessinnen zu erwerben, als gute Schwäger friedlich zusammen zu leben für alle Zeiten.

„Guten Abend; edle Fürsten! ich will Euch beistehen," sprach eine Stimme. Sie sahen sich um, und erblickten die possierlichste aller Gestalten. Ein kleines Männlein, nicht höher, als ein Tisch, mit drei Beinen,

deren eines ein Menschenfuß, die andern zwei aber die eines Hirsches; zwei Hörner wuchsen ihm aus dem Rücken, er hatte aber nur Einen Arm und statt des andern einen Eulensittig. „Wer bist Du denn, Du kleiner Kerl?“ rief ihn der Eisenprinz an. Da faßte der Kleine seinen Kopf mit der Hand an und setzte ihn zum Erstaunen der Prinzen auf den Tisch, der Rumpf ging im Zimmer spazieren, indeß der Kopf antwortete: „Ich bin ein pensionirter Geist, früher war ich Kammerdiener des Zauberers Zoraduro und sehr schön; die böse Fee Fanferina aber erhaschte mich einst und wollte mich zugleich in einen Hirsch und in eine Eule verwandeln; weil ich mich aber eben magnetisiren lassen, der Gichtschmerzen wegen, die ich in meinem linken Arm empfand, hatte ich mehr Lebenskraft in mir, als sie berechnet. Daher gelang die Verwandlung nicht ganz, und so ist mir meine jetzige wunderbare Gestalt geworden. Mein Herr aber konnte mich nicht mehr bei sich behalten, weil sich die zarten Feen, die ihm zuweilen besuchen, vor mir entsetzten; er ernannte mich also hier zum Forstinspektor, wo ich gleichsam im Ruhestand lebe. Nach unserm Pensionssystem bekomme ich freilich wenig, aber ich bin ein Philosoph und lebe mäßig.“ „Was ist Deine Pension?“ redete der Goldprinz. Der Kopf antwortete: „Geld bekomme ich gar Keines, aber Naturalien: sieben Donnerwetter, sechs Mehen Kastanien, ich muß sie aber selbst braten, drei Duzend geräucherte Gelsen, ein halb gewachsenes Crocodill, zwei

Passatwinde für den Durst, fünf Pfund Sonnenstrahlen für die Winternächte, und im Sommer eine Wolke als Staubmantel; hiervon muß ich aber mein untergeordnetes Personal, Würmer, Käfer u. s. w. auch erhalten, und diese Bestien brauchen viel. Die drei Glühwürmer, die Euch im Sturme vorzeleuchtet, sind auch unter mir stehende Forstbediente, und Ihr könntet ihnen wohl ein kleines Trinkgeld zukommen lassen, denn es sind blutarme Kerls und haben Weib und Kinder.“ „Was kann man ihnen denn geben?“ frug der Silberprinz, „wir wissen ja nicht, was sie freuen mag.“ „Geld!“ antwortete der Kopf, „Geld! Auch auf Geister wirkt der galvanische Reiz des Metalles; darum aber darf, was Ihr gebt, nicht von einer Sorte seyn, sondern zweierlei Metall. Die Taxe für das Herumleuchten ist gewöhnlich vier Groschen sächsisch, aber Standespersonen schenken nach Belieben.“ Die Prinzen griffen in die Taschen und gaben, was sie hatten.

Der Kopf schmunzelte freudig, indeß der Rumpf, Arm und Fittig wie jubelnd zusammen schlugen. Der Kopf sprach weiter: „Heute warte ich schon lange auf Euch, denn ich habe eine Botschaft von der Fee Liliaflamma an Euch, aber ich habe sie leider vergessen. Es war zu heiß, ich durstig, meine eigenen Donnerwetter habe ich schon längst verzehrt; bis zum nächsten Quartal, wo ich wieder welche bekomme, ist noch lange hin; da kam mir das Donnerwetter der Fee Fanserina eben recht; ich muß aber ein Paar Blitze über den Durst

getrunken haben, oder vielleicht zu hastig, denn ich bin ganz schwindelig, darum habe ich auch meinen Kopf auf den Tisch gesetzt, daß er sich ausruht. Aber auf meine Botschaft kann ich mich doch nicht recht besinnen; so viel nur dämmert mir, daß Ihr zu Vieren seyn müßt, um Euer Abenteuer mit Glück zu bestehen, und daß Ihr den Vierten noch heute finden müßt, aber nicht werben dürft; er muß sich Euch freiwillig anbieten, sonst mißglückt alles. Die Fee hat mir den Vierten auch genannt, ich hab' ihn aber rein vergessen: lebt wohl!" Die Hand griff auf den Tisch, setzte den Kopf auf den Rumpf und die ganze Person gaultelte hinaus. Die Prinzen sahen ihm nach und erblickten nur, wie er draußen die Flammen des eben hell lodernden Meilers verschlang und dann im Waldeßdunkel verschwand.

Der Röhlerbube lief indessen durch die stürmische Waldeßnacht und freute sich des Wetters, denn er war beherzt, wie ein kleiner Löwe. Da hörte er in einer Thalschlucht menschliches Aechzen; weil er nun nicht nur sehr herzhast, sondern auch fromm und mild, kletterte er die Felsen hinab, um dem Seufzenden zu helfen, er sah jedoch keinen Menschen, wohl aber ein Pferd. „Hast Du so kläglich geseufzt?“ fragte der Knabe. „Ja wohl, mein liebes Kind,“ entgegnete das Pferd; „löse die Schlinge, in die mein Vorderfuß verwickelt ist, und ich will Dir mein ganzes Leben über dienstwillig seyn.“ Der Knabe bückte sich, sah aber keine Schlinge. Da redete das Roß; „Die Schlinge

ist eine Zauberschlinge, aus mondscheingebleichtem Spinnengewebe geflochten, und wird menschlichen Augen nur durch Zauberlicht sichtbar. Strecke Deine linke Hand gegen meine Rüstern aus, schau noch einmal auf meinen Vorderfuß und löse die Schlinge, sobald Du sie siehst.“ Der Knabe that, wie ihm das Roß geheißen, das Pferd wieherte Feuer und des Buben fünf Finger an der linken Hand fingen an zu brennen, wie eben so viele Kerzen. Der Knabe wunderte sich hierüber ein wenig, löste aber dennoch mit der rechten Hand die Schlinge und sprach: „Ich hätte Dich auch ohne Dein Versprechen befreit, aber wenn Du bei mir bleiben willst, wird es mich freuen, denn Du bist überaus schön.“

Raum fühlte sich das Pferd frei, so erloschen die Finger des Knaben. Das Pferd aber sprach: „Schwinde Dich auf meinen Rücken.“ Indes sie nun forttrabten, der Köhlerhütte zu, erzählte das Pferd, wie folgt: „Ich bin ein Tatos*) und war eben auf dem Weg, einen guten alten Freund, den Bucephalus Alexanders des Großen zu besuchen, der nicht gestorben ist, wie die Historiker fälschlich berichten. Aus Unachtsamkeit fiel ich in diese Schlinge, und wäre ohne Deine Hülfe wohl nicht losgekommen, denn diese Zauberschlinge konnte nur der lösen, der sie gelegt, oder ein unschuldiges Kind; nun Du mich gerettet, bin ich Dein eigen auf mein ganzes Leben. Ich werde Dir zu aller Zeit mit Rath und

*) So heißen die Zauberrosse bei den Magyaren.

That nützlich seyn, aber Du darfst durch neun Tage niemand entdecken, daß ich ein Tatos, Menschen werden es nicht merken, und unter den Rossen nur die alleredelsten."

Sie standen an der Hütte. Der Knabe führte das Ross unter das Schirmdach und erstaunte nicht wenig, als die Prinzenrosse auf die Vorderfüße niedersanken, den Tatos wie knieend verehrend, der aber sprach „Steht auf, ich bin im strengsten Incognito." Sofort erhoben sich die drei Rösse und thaten, als wäre der Tatos ihres Gleichen.

Ist dieser schöne Knabe Euer Sohn? fragte der Silberprinz den alten Köhler, als der Bube in die Stube trat. „Nein, erwiderte der Alte; ich bin auf etwas sonderbare Weise an ihn gerathen. Eines Abends war ich eben beschäftigt, Kohlen auf einen Wagen zu laden, als eine schöne, ganz weiß gekleidete Frau an mir vorüberging; ich rief ihr zu, sie möchte Licht haben, daß ihr Gewand nicht schwarz werde von den Kohlen; sie lächelte und blieb stehen, meine Kohlen aber wurden weiß wie Schnee. Indeß ich nun verwundert bald die Kohlen, bald die Frau anstarrte, zog sie eine Lilie, die an ihrem Busen befestigt gewesen, heraus, reichte sie mir und sprach: „Stelle diese Lilie in frisches Wasser, morgen erschließt sie ihren Kelch; was ihr darin findet, pflegt gut, es bringt euch einst reichen Segen, wenn es glanzvoll von euch abgefordert wird." Und mit diesen Worten verschwand sie. Ich that, wie

sie heißen, und dieser Bursche lag den nächsten Morgen schlafend in der Lilie. Ich und meine Frau haben ihn lieb gewonnen und gepflegt wie einen Sohn, bis jetzt aber hat sich niemand um ihn gemeldet, und ich glaube, er wird uns wohl auch auf dem Halse bleiben.“ „Wie? rief der kleine, ich bin nicht euer Sohn? so hab' ich denn heute nicht umsonst ein Roß gefunden, ich will sogleich in die Welt, meinen Vater aufzusuchen. Ihr schönen Herren, nehmt mich mit euch, bis ich den Vater finde.“ Den Prinzen gefiel diese Rede und der Goldprinz sagte zum Köhler: „Ihr seht, die Frau sprach wahr, denn vernehmt, wir sind drei Prinzen und begehren euern Sohn zu unserm Begleiter. Auf glänzendere Weise kann er ja aus eurer Hütte nicht abgeholt werden.“ Der Bube jubelte vor Freuden. „Ich werd' ihn vor mir auf das Roß nehmen,“ sprach der Eisenprinz. „O, das ist nicht nöthig, rief der Knabe aus, „ich habe im Walde ein Roß gefunden, das wird mich schon tragen.“ Die Alten willigten ein. Die Prinzen schenkten ihnen für die Herberge jeder einen Hufnagel. Als sich die Alten wunderten, entgegneten sie: Wir sind von unserm Gefolge getrennt, können euch also für eure freundliche Aufnahme nur diese Kleinigkeit bieten; aber wenn ihr den Schmutz wegpust, der den Nägeln noch anklebt vom gestrigen Ritt, so werdet ihr sehen, daß die Köpfe der Nägel Diamanten sind, und um jeden könnt ihr ein Dorf kaufen.“ Die aufgehende Sonne sah die Prinzen schon

auf der Straße; der Mittag in der Residenzstadt des Königs Passus.

Alma saß in tiefes Sinnen verloren da und mischte sich nicht in das Gespräch der andern, als diese nach Beendigung der heutigen Mittheilung ihre Bemerkungen machten. Als die Mutter sie anredete, erwiderte Alma mild, ein ähnliches Märchen hab' ich einst als Kind gehört, ich weiß nicht mehr von wem, dieses hat mir aufs Neue das rothe Thor der Kindheit erschlossen."

Und rasch verließ sie das Zimmer.

Sieben und fünfzigste Nacht.

(Fortsetzung des vorigen Märchens.)

Die Prinzen stiegen am Ende der Stadt in einer einsamen Herberge ab und hielten sich still und verborgen. Der Köhlerbube aber lief in die Stadt, um alle Herrlichkeiten, die sie jetzt vorzugsweise darbot, anzustauen; denn am nächsten Morgen sollte der Ritt auf den gläsernen Berg beginnen; und die meisten Ritter,

die sich hierzu versammelt, hielten eben einen Prachtzug durch die Stadt und um des Königs Paffus Palast. Zahlreiche Musikhöre wirbelten durch die Lüfte, bald in kriegerischer Freudigkeit tönend, bald in süßen Hauchen hinschmelzend, immer aber Vertrauen auf Kraft oder zartes Hoffen aussprechend. Die Ritter sprengten in voller Herrlichkeit einher, ihr Gefolge im jubelnden Gedränge nach. Alles wimmelte von Edelsteinen aller Art, und so groß war der überall ausgegossene Reichtum, daß sich niemand fand, die goldenen Hufeisen aufzulesen, die häufig den Hufen der Knappenrosse entfielen. — Der entzückungsstrunkene Blick der Schauenden schweifte über dem ordnungsvollen Gewirr, und das Auge, dieser König der Welt, war unvermögend, die gesammte Pracht zu beherrschen. Aber so viel Glanz, so viele Herrlichkeit war noch nie gesehen worden, als da die Ritter alle versammelt; als wären sie Sterne am hellen Mittag sichtbar geworden, als wären Engel vom Himmel herabgestiegen und hätten Sonnenstrahlen zu Gewändern genommen, so waren die anzuschauen. Warum wenden sich aber aller Augen plötzlich weg von diesem Anblick und staunen in die Höhe? Was theilte die Menge einen Augenblick und bricht wieder in zehnfach verdoppelten Jubel aus? Der König zeigt sich in ehrwürdiger Majestät, und seine Tochter um ihn ohne Schmuck. Wer kann den Himmel schmücken? Aber in jedem Herzen zückte der Gedanke: Diese sind so zauberisch, daß ein einziger lie-

bender Blick hinreicht, das Leid eines ganzen Lebens in Seligkeit zu verwandeln.

Lange schon war der Zug vorüber und die Nacht hatte ihre Wanderung durch die Welt begonnen, aber noch immer rauschte das aufgeregte Volk durch die Straßen, bis der Morgen anbrach und die Erwartung eines neuen Festes die Menge aus dem gegenwärtigen Taumel riß.

Dreihundert silberne Trommeten waren auf den Zinnen des Königschlosses aufgestellt. Der Morgenhauch belebte sie und ihr Klang vermengte sich dem Getöse eben so vieler hundert goldener Aeolsharfen, und alles, so da lebte, drängte sich ins Schloß. Der Goldprinz war der Erste, der am Fuß des gläsernen Berges hielt. Sehnsüchtig blickte er hinauf zum Balkon, auf dem die Prinzessin Capellidoro erscheinen sollte. Tausend und tausend Ritter waren schon versammelt, hunderttausend und hunderttausend Zuschauende hatten sich in dichte Massen zusammengeschoben, als die Prinzessin endlich sichtbar wurde, und dem Goldprinzen war es bei ihrem Anblick, als beginne jetzt erst sein Leben. Auch die Prinzessin hatte ihn erblickt und im stillen gedacht: „Ach, wäre dies mein Bruder!“ Sie beachtete es gar nicht, wie die Ritter sich bemühten, den gläsernen Berg hinauf zu reiten. Die Kasse vieler wollten gar nicht daran, manche versuchten es, hinauf zu traben, glitten aber sogleich aus. Einige kamen bis zur halben Bergeshöhe, fielen aber wieder herab, wenige

kamen nahe zum Balkon; dort aber entsetzten sich ihre Kasse, oder sie selber wurden schwindelig, denn ein dunkles Spiegelglas lag querüber, viele Klaster breit, dünn wie Papier, mit unheimlichen Zeichen beschrieben, und unter ihm gähnte eine bodenlose Tiefe. Rauch qualmte immer auf und die Flammen, die manchmal aufzuckten, ließen in ungewissem Licht Speiße und Sensen und andere scharfe Todewerkzeuge an den Wänden sehen. Die böse Fee Fanferina hatte in der jüngsten Nacht alles in den Berg hincin gezaubert. Prinzessin Capellidoro hoffte immer, nun und nun werde der Goldprinz den Ritt beginnen, aber sie hoffte vergebens. Als am Abend die silbernen Trommeten, die goldenen Aeolsharfen für heute den Schluß des Festes verkündeten, ging sie betrübt in ihre Gemächer zurück, der Goldprinz aber in seine entlegene Herberge, wo er sich seinen verliebten Gedanken überließ. Als am nächsten Morgen Trommetentön wieder die Eröffnung des Rittes verkündete, stand der Silberprinz der erste am Berge, und viele tausend Ritter und viele hunderttausend Zuseher versammelten sich, wie am ersten Tag, und als Prinzessin Bianchetta erschien, erging es ihm wie Tags zuvor dem Goldprinzen, und Bianchetta ersehnte sich ihn ebenfalls zum Bruder, wie am Tage zuvor Prinzessin Capellidoro sich den Goldprinzen dazu ersehnt hatte. Die Ritter strebten vergebens, den Gipfel des Berges zu erreichen, der Silberprinz aber rührte sich nicht, so sehr auch Bianchetta hoffte, daß

er sein Roß den Berg hinauf spornen werde. Als die silbernen Drometen für heute den Schluß des Festes verkündeten, ging sie betrübt in ihre Gemächer zurück, der Silberprinz aber in seine entlegene Herberge, wo er sich seinen verliebten Gedanken überließ.

Am Schlusse des dritten Tages waren wieder alle Ritter verunglückt, die den Versuch gewagt, bergan zu reiten. Prinzessin Nerabella hatte sich den Eisenprinzen zum Bruder ersehnt, wie ihre Schwestern sich den Goldprinzen und den Silberprinzen zum Bruder ersehnt hatten. Der Eisenprinz aber war den ganzen Tag über in das Anschauen der Prinzessin Nerabella versunken gewesen, und kehrte am Abend in seine einsame Herberge zurück, wo er sich seinen verliebten Gedanken überließ. Die Prinzessinnen hinwiederum besprachen sich so oft über ihre vermeinten Brüder, bis es ihnen klar wurde, daß jede einen andern meine, daß also zwei sich irren müssen. Mit wunderbaren Gefühlen traten sie nun auf den Balkon und jede seufzte: „Gebe der Himmel, daß ich mich irre.“

Neun Tage währte schon das Turnier; aller Ritter Versuche, den gläsernen Berg hinan zu reiten, waren mißglückt. Am zehnten Tage stand kein einziger mehr in den Schranken, den Goldprinzen abgerechnet. Er wartete mehrere Stunden. Als nun niemand erschien, den Ritt zu wagen, spornete er sein Roß und flog wie ein Pfeil den gläsernen Berg hinan. Die Prinzessin bebte, daß sein Roß jetzt ausgleiten, jetzt umkehren, jetzt

er nicht den Muth haben werde, über die schwarze Spiegeltafel zu setzen: aber er stand schon vor ihr, empfing den goldenen Helm aus ihrer Hand, war eben so schnell den Berg hinab geritten und entfloh dem Jubel der Menge und ihren nachtheilenden Blicken. Er ist also doch mein Bruder, dachte zwischen Lust und Schmerz Capellidoro. Auf gleiche Weise holte am nächsten Morgen der Silberprinz aus Bianchettas Händen den silbernen Schild, auf gleiche Weise empfing an seinem Tage der Eisenprinz von Nerabella das Schwert.

Die Prinzen besprachen sich nun in ihrer einsamen Herberge und beschlossen, am nächsten Morgen dem König Passus und den Prinzessinnen sowohl ihre tiefe endlose Liebe, wie auch ihren festen Willen zu erklären, die Welt zu durchziehen, bis sie jenen gefunden, dem Helm, Schild und Schwert gehörig. Plötzlich sprang der Köhlerbube in das Gemach und rief: „Ihr Prinzen auf! das Schwert zur Hand, hin zum königlichen Park, die Prinzessinnen sind in Gefahr, mein Roß hat mirs gesagt,“ und die Prinzen waren schon hinaus und standen schon im königlichen Garten. Da fanden sie denn die Prinzessinnen wirklich in höchster Bedrängniß: jene Lerche, welche einst die sieben Sperber besiegt, war wieder erschienen und verfolgte die Prinzessin Capellidoro; als sie aber den Goldprinzen ersah, wandte sie sich gegen ihn und aus jeder ihrer Federn schoß sie glühende Kugeln gegen ihn. Die Messeln drängten sich gegen Prinzessin Bianchetta; als

sie aber den Silberprinzen gewahrten, wurden ihre Stacheln zu Blitzen, die alle gegen sein Herz zielten. Prinzessin Merabella war von den Ameisen schon umringt, als der Eisenprinz sich ihr nahte; sofort standen die Ameisen als geharnischte Gnomen gegen ihn, jeder mit sechs Händen, in jeder Hand sechs Schwerter. Nun begann ein blutiges Kämpfen. Gerne hätten die Prinzessinnen ihre Haare abgeschnitten, um ihre Retter zu sichern, sie hatten aber keine Scheeren bei sich, zu ihrer großen Freude sahen sie jedoch, daß die Prinzen siegten. Die Lerche, die Rösseln und die Ameisen lagen todt auf den Boden hingestreckt, die Prinzen aber knieten nieder und erklärten den Prinzessinnen ihre Liebe, und daß sie am nächsten Morgen im feierlichen Zuge bei dem großen König Passus erscheinen und um ihre Hand werben würden. Die Prinzessinnen antworteten nicht, sondern nahmen die Schwerter der Prinzen, schnitten sich damit ihre Haare ab, flochten sie zu Ringen und steckten sie den Prinzen an den Finger, auf daß die Prinzen so lange leben möchten, wie die Prinzessinnen, und jung und schön bleiben wie sie.

Acht und funfzigste Nacht.

„Wissen Sie vielleicht ob es gegründet ist, daß Baron Eduard in diesen Tagen das Schloß verläßt?“ fragte der Maler den Caplan, als er ihn des Abends im Saale antraf.

„Einzelnen Andeutungen nach sollte man es glauben,“ versetzte dieser, „wie könnte auch ein junger, lebenslustiger und thätiger Mann für immer hier verweilen? so angenehm auch der Aufenthalt im Schlosse durch seine Bewohner wird. Jeder Mensch ist nur glücklich wenn er einen Wirkungskreis hat und Sie selbst würden auch nicht lange hier verweilen, hielten ihre Fresken Sie nicht auf.“

„Allerdings, ich könnt' es auch nicht, aber Eduard ist nicht nur unabhängig, sondern auch sehr reich, er scheint das, was gewöhnliche Menschen Vergnügen nennen, viel weniger zu lieben als Franz und die Bibliothek giebt diesem sinnigen, milden Menschen angenehme und nützliche Beschäftigung genug. Ich meine Eduard gehört zu den Menschen die man sogleich ohne alle Erklärung, oder nie versteht. Ich glaubte ihn verstanden zu haben, werde jetzt irr an ihn, denn wenn er, wie ich fast jetzt noch überzeugt bin, Alma liebt, warum will er dies Schloß verlassen, die stillgeliebte allein lassen bei Franz, der sich doch deutlich um die Gunst des Fräuleins bewirbt?“

„Wissen Sie ob er wiederkehrt? Ich glaube es und geht er nicht vielleicht um dem Fräulein, das sichtlich noch nicht klar und einig mit sich ist, die Wahl zu erleichtern?“

Liebt sie Franz, wird sie den Entfernten bald nicht mehr vermissen und sich um so inniger zu dem Nahen hinwenden, liebt sie den Eduard, wird Sehnsucht nach ihm ihr Herz erfüllen und Alma sich entschieden von Franz zurückziehen." Das Gespräch wurde unterbrochen und der Caplan erzählte den Schluß des Märchens wie folgt:

Die Prinzen kehrten zurück in ihre Herberge und verwunderten sich schon von ferne über den glänzenden Ritter, der in der Thüre stand. Es war aber niemand Anderer, als der Köhlerbube. Er hatte sich rüsten wollen, um seinen Herren im Kampfe beizustehen, in der Eile fand er nichts als die Preise, welche die Prinzen vom gläsernen Berg geholt, und siehe! der Goldhelm paßte seinem Haupte, der Silberschild war wie geformt für seine Linke, und das Eisenschwert bligte nach allen Richtungen in seiner Rechten. Der Tatos neigte sich eben vor ihm, dem wiedergefundenen Königssohn huldigend. Die drei Prinzen wollten ihn sogleich in das königliche Schloß bringen, der Tatos aber gestattete es nicht. „Er muß den gläsernen Berg hinanreiten, sprach er, „und noch drohet ihm große Gefahr!“ Hierauf nahm der Tatos den Prinzen seitab und sprach zu ihm: „Mein lieber Königssohn und Freund! Wenn du morgen den Berg hinauf reitest zu deinen königlichen Schwestern, wird uns ein wildes Ungethüm begegnen, welches sehr stark und listig ist; du mußt dich und mich zu einem großen Kampfe rüsten, und es ist sehr zwei-

felhaft, wer den Sieg davon trägt. Nimm also sieben Büffelhäute und nähe mich in diese ein, dann aber nimm eine Maaß Bier und halte sie die ganze Nacht über dem Mars entgegen, damit das Bier in seinen Strahlen destillirt werde; dieß Bier nimmst du mit auf den Ritt, und wenn du fühlst, daß ich im Kampfe ermatte, so schütte es mir in das rechte Ohr.“ Und wie er Tatos geheißen, so that der Prinz. Am nächsten Morgen ritt er zum gläsernen Berg, die drei Prinzen, seine Schwäger, mit ihm. Als der König und die drei Prinzessinnen und das versammelte Volk den jungen Menschen sahen, den Goldhelm auf dem Haupte, den Silberschild am Arme, das Eisenschwert zur Seite, wußten sie Alle, dieß sei der lange todtgeglaubte Lindoro, und alles jubelte in lauter Freude; er aber grüßte freundlich rechts und links und ritt langsam den gläsernen Berg hinan. Er war kaum einige Schritte bergan, als ein Roß, das niemand zuvor gesehen, plötzlich neben ihm fortzuschreiten begann. Mit jedem Schritt wuchsen ihm ein Paar neue Augen, bis es ihn endlich mit tausend Augen anglozte, und jedes Augenlied war scharf und lang wie eine Sense; es blinzelte unaufhörlich, und so oft ein Augenlied zufiel, hätte es eine Eiche durchschnitten; und oben saß ein Todtengeripp mit sieben beweglichen Hirschgeweihen. Es erhob sich ein furchtbarer Kampf zwischen den Rossen und den Reitern. Prinz Lindoro sprengte fechtend immer vorwärts; als er aber fühlte, daß die sieben Büf-

felhäute durchschnitten waren und sein Látos ermatete, goß er ihm das Bier in das Ohr, und mit ungeheurer Kraft setzte der Látos über die schwarze Spiegeltafel, die Spiegeltafel brach, und das Ungethüm und die Fee Panferina — denn niemand Anderer als sie war das Todtengerippe — stürzte in die bodenlose Tiefe, indeß Lindoro in den Armen seines jubelnden Vaters und seiner liebenden Schwester lag.

Der große König Passus beschloß, sowohl die Krönung seines Sohnes Lindoro, als die Vermählung seiner Töchter auf das glänzendste zu vollziehen. Nach der Weise großer Fürsten begann er die Feierlichkeiten mit Belohnungen jener, die sich um das Haus Passus verdient gemacht. Die Wärterin Lindoros, die wieder lebendig, seit die Ameisen durch den Eisenprinzen erschlagen worden, erhielt die Erlaubniß, bei großen Hofesten einen künstlichen Ameisenberg auf dem Kopfe zu tragen, und für sich und ihre Nachkommen beiderlei Geschlechtes das Recht, dem jedesmaligen Kronprinzen am Jahrestag ihrer Verwandlung eine Schüssel gekochter Ameisen zu präsentiren. Der Látos aber wurde in den Adel erhoben mit dem Prädikat Edler von Hasberfriß, und mit einer ausgedehnten Besizung beschenkt, woselbst täglich hundert Bauern für den Anbau aller Gattungen Futterkräuter Sorge tragen mußten.

Während des allgemeinen Freudejauchzers breitete sich plötzlich eine sonderbare Helle über das königliche Haus, alle blickten verwundert auf. Ein Stern senkte

sich vom Himmel herab, die Fee Liliafiamma und der Zauberer Zoraduro saßen darin. Alle beugten sich vor der wohlthätigen Fee und dem befreundeten Zauberer. Zoraduro erhob seine Stimme und redete also: „daß Euer Prinz Lindoro noch lebt, dankt ihr der Fee Liliafiamma. Als die böse Fee Fanferina den Prinzen Lindoro auf ein Lilienblatt gelockt hatte, wurde dieß der Fee Liliafiamma, als der Herrin der Lilien also gleich bekannt. Hätte Fanferina statt des Lilienblattes sich einer Feuernelke bedient, würde seine Rettung weit schwieriger gewesen seyn; so aber trug das Lilienblatt ihn zu der Lilienherrin, die ihn verborgen in den Kelch einer Lilie zu einem Köhler brachte. Fanferina hatte ihn in einen gedächtnißraubenden Zauberschlaf versenkt; so kam es, daß sich Lindoro für des Köhlers Sohn hielt. Das Uebrige wißt Ihr.“ Die Fee nahm hierauf das Wort: „Wollt Ihr etwas von mir, so sprecht, denn Ihr werdet mich lange nicht sehen. Ich gedenke mich mit meinem Freunde, dem Zauberer Zoraduro, zu verhebelichen und einige Jahrtausende in stiller häuslicher Glückseligkeit im Centrum der Erde, wo wir einen kleinen Landsitz haben, zu verleben. Der Hochzeitschmauß ist schon fertig, der Besuch, unser Schornstein, raucht; also geschwind. Die Prinzessinnen traten zu ihr hin und sprachen: „Du hast uns eine wundervolle Gabe in unsern Haaren verliehen, wir haben schon einigemal gut und thöricht davon Gebrauch gemacht; zürne nicht und achte uns nicht für leichtsinnig, wenn wir an die-

sem uns so feierlichen Tage die Wundergabe zum letztenmal benützen. Was half es uns und unsern geliebtesten Prinzen und Gemahlen, wenn wir hundert Jahre jung und schön blieben und unsere Kinder und Enkel gingen zu Grabe und unsere Urenkel wanderten unter uns, ähnlicher unsern Vätern als unsern Nachkommen. Was half es uns, wenn uns alles Wohlsein umblühte und unsere Königreiche in Noth und Elend sind? Nimm deine wundervolle Gabe zurück, gib uns dem Schicksal des gewöhnlichen Lebens Preis, aber gewähre uns, daß wir stets das Gute wollen und daß unsere Völker durch uns glücklich werden." Und die Prinzessinnen legten ihre zaubervollen Haare der großen Fee Viliasiamma zu Füßen, und die drei Prinzen drückten die großherzigen Prinzessinnen an die lieb bewegte Brust.

Der mächtige Zauberer Boraduro erhob das Wort: „So ist denn die Weissagung des hundertjährigen Zauberkalenders in Erfüllung gegangen, daß diesem Lande durch Entsagung das größte Heil erscheinen wird. Eure Wünsche sind erfüllt und euch selbst werden die Mittel an die Hand gegeben, sie zu vollziehen. Ein Mädchen, das seine Schönheit und Jugend dem Wohl Anderer freiwillig aufzuopfern vermag, ist eine Fee, so spricht der Civil-Coder und die Gerichts-Praxis des Geisterreichs. So nehmet denn eure Haare als eben so viel Zauberstäbe aus meiner Hand zurück. Beglückt eure Länder und beschützt das eures Vaters und Bruders." Und wie die Prinzessin Capellidoro den Gold-

stab, Bianchetta den Silberstab und Nerabella den Eisenstab erfaßten, tönte eine unsichtbare Musik durch die Lüfte, wie sie noch niemand so schön gehört und drei schimmernde Wölkchen senkten sich vom Himmel nieder und entführten die Prinzessinnen mit ihren Gatten den sie Umstehenden.

Was sich weiter alles zugetragen, wie weise sie ihre neue Macht gebraucht, wie glücklich sie gelebt, wie sehr sie ihre Völker beglückt, kann ich Ihnen, Geliebteste, nicht mehr erzählen; so viel ist nur gewiß, daß der König Passus und sein Sohn Lindoro, Prinzessin Capellidoro und der Goldprinz, Bianchetta und der Silberprinz, Nerabella und der Eisenprinz noch leben, wenn — wie jedes Märchen schließt — sie noch nicht gestorben sind.

Neun und fünfzigste Nacht.

„Ei, Sie kommen ja mit einem starken Manuscript!“ rief scherzend die Freifrau, auf die Papierrolle deutend, welche Franz in der Hand hielt.

Er erwiderte: „sie kommt von dem guten Rüttner, welcher mir geschrieben hat, noch mit Sehnsucht denkt er hierher und sendet als Gruß an die verehrten Damen zwei Sagen und eine italienische Geschichte, die er alten Chroniken oder irgend einer Sagensammlung entnommen hat.“

Nachdem die Versammelten einige Zeit mit Theilnahme von Rüttner gesprochen und von Franz vernommen, wie er jetzt lebe, laß dieser:

Die Falkenburg.

Die schöne Liba saß am Spinnrocken und schaute manchmal durch das Erkerfenster der Falkenburg hinaus auf den Weg, der aus dem Eichenwald führte.

Sie war mit Guntram verlobt, einem jungen Ritter von der Nachbarschaft, und hing an ihm mit treuer Liebe. Guntram wollte an das Hoflager des Pfalzgrafen ziehen, um dort sein Lehn zu empfangen, und noch vorher von seiner Braut Abschied nehmen.

Eine Stunde mochte sie so gefessen haben, als er auf seinem Grauschimmel das Thal heraussprengte. Sie warf in der Freude die Spindel aus der Hand und wollte ihm entgegen eilen, verwickelte sich aber in das Gespinnst, und ehe sie sich losmachen konnte, trat Guntram schon zur Thüre herein. Liba wurde in diesem Augenblicke von einer Bangigkeit ergriffen, welche sie nicht zu meistern wußte, und Guntram hatte Mühe, sie durch Worte und Liebkosungen in etwas zu beruhigen. Er schied mit dem Versprechen, in vierzehn Tagen wieder bei ihr zu seyn und trug ihr noch viele Grüße an ihre Mutter auf, die eben in der Kirche war.

Guntram hatte den festen Vorsatz, sobald als möglich zurück zu kommen, denn auf der Falkenburg blieben

sein Herz und seine Gedanken zurück; allein es geschah nicht, wie er wünschte und dachte.

Der Pfalzgraf wollte eben, als er dort anlangte, eine Gesandtschaft nach Burgund schicken, und wählte unter andern dazu auch Guntram, denn er besaß eine einnehmende Gestalt und adelige Sitten.

Sechs Wochen gingen über der Reise hin; auf dem Heimwege verirrte sich Guntram mit seinen Gefährten in einem dicken Walde; die Nacht brach ein, und der Ritter sah sich zuletzt von den übrigen getrennt, und mußte den Weg in der Finsterniß und durch das Gestrüpp auf gut Glück suchen. Endlich vernahm er das Rauschen eines Baches und ritt darauf zu. Der Strom floss einem Hügel vorüber, auf welchem die Warten und Mauern einer alten Burg recht schauerlich sich erhoben. Guntram bat um Einlaß, der ihm auch gewährt wurde, nachdem er seinen Namen genannt hatte. Man führte ihn in ein stattliches Gemach, dessen Wände mit Schildereien behangen waren. Guntram betrachtete aufmerksam diese Bilder, welche mancherlei Geschichten vorstellten. Auf dem einen wurde der Grundstein zu einer Kirche gelegt, auf dem andern kämpfte ein Ritter mit einem Haufen von Sarazenen; auf dem dritten vertauschte ein andrer das Schwert mit dem Pilgrimsstab. Ueberhaupt schien das Ganze eine Erzählung von den Hauptbegehnissen des Geschlechts zu enthalten, welchem die Burg zugehörte.

Nachdem Herr Guntram den Kreis dieser Dar-

stellungen durchlaufen hatte, bemerkte er in einer Ecke noch ein Gemälde, über welchem ein schwarzer Flor hing. Neugierig zog er den Vorhang weg, und erblickte eine schöne Jungfrau, die an einem offenen Grabe stand. Sie sah aber recht blühend aus und lebenslustig und war beschäftigt, ihre langen, blonden Haare zierlich zu ordnen.

Guntram mußte die seltsame Vorstellung nicht zu deuten und zerbrach sich den Kopf darüber. — In diesem Augenblicke trat der Burgherr in das Gemach, und hieß den Gast willkommen. Herr Bodo, dieß war sein Name, war ein hochbetagter Mann, einem alten Stamme vergleichbar, dessen Blüten und Blätter vor der Zeit gefallen sind; weil ein Sturm das Lebensmark verzehrte. Ueber den einst so lebendigen Strom in seiner Brust war ein erstarrender Frosthauch hingegangen, und er durfte nur die Augen schließen, so hielt man ihn für einen Todten.

Gutherzig war er immer gewesen, und er setzte bald alle seine Leute in Bewegung, um dem Fremden die gebührende Ehre zu erweisen. Auch schien er Wohlgefallen an Guntram's Reden und Erzählungen zu finden, und blieb bei ihm sitzen, bis ihm gegen Mitternacht der Schlaf übermannte. Guntram wurde jetzt von einem alten Diener auf ein Schlafgemach geführt.

Der Weg dahin ging durch einen langen, öden, schauerlichen Bogengang. Die Fenster waren mit Spinnengewebe überzogen, und bei dem Schimmer des Lichts

tes schwirrten Fledermäuse hervor und umkreiseten Guntram und seinen Begleiter.

„Herr Ritter,“ fing der alte Diener an, „Ihr werdet glauben, in ein verwünschtes Schloß gerathen zu seyn, wo Zauberer und Unholde spuken. Unser Herr ist ohne Kinder, und seine Gedanken mögen nirgends mehr am Irdischen festhalten. Seit dreißig Jahren, da seine letzte Tochter, die schöne Erlinde, starb, läßt er alles zerfallen, und das Gemach, wohin ich Euch nun bringe, ist das einzige, worin wir einen Gast noch mit Ehren beherbergen können.“

„Indessen,“ fuhr der Alte nach einigem Schweigen fort, „indessen geschieht es selten, daß ein Fremder bei uns einspricht und seit fünf Jahren seyd Ihr wieder der Erste.“

Während dieser Rede waren sie in das Gemach gekommen. Guntram hätte gern von dem Burgherrn und seinen Schicksalen Näheres erfragen mögen, allein der Alte wich seinen Fragen aus, und als er dem Ritter eine gute Nacht wünschte, fügte er leise hinzu: „Herr, wenn Ihr vielleicht die Nacht in der Stube nebenan ein kleines Geräusch hört, so laßt dieß Euch nicht anfechten, macht ein Kreuz und betet ein Vater Unser.“

Mit diesen Worten entfernte er sich und dem Ritter wurde fast ein wenig unheimlich zu Muth, denn er dachte an eine Gespenster Erscheinung und die alte Burg war auch dazu gemacht, eine solche Furcht zu

erwecken. Darum befolgte er treulich den guten Rath des alten Dieners, betete ein Vater Unser und bekreuzte sich Stirne Mund und Brust.

Auch ließ er die Kerze brennen und da er sich nicht entschließen konnte, zu Bette zu geben, so warf er sich in einen Armstuhl. Nicht lange, da dächte ihm, er höre im Nebengemache Fußstritte, und gleich darauf vernahm er den sanft verschwebenden Gesang einer weiblichen Stimme. Das ist kein gespenstisches Wesen dachte Herr Guntram bei sich, und der Alte mag hier wohl ein hübsches Mägdlein versteckt haben, welches mir nicht sichtbar werden soll.

Mit diesen Gedanken öffnete er leise sein Gemach und ging hinaus, in der Hoffnung, durch das Schlüsselloch erspähen zu können, wer denn eigentlich neben ihm herberge. Die Thüre des Nebengemaches stand auf und eine Lampe brannte auf einem Fußleuchter. Mit Erstaunen sah Guntram eine Jungfrau von der anmuthigsten Gestalt vor einem Spiegel sitzen. Sie spielte mit ihren langen, blonden Locken, und schien mit großem Wohlgefallen die schönen Züge ihres blühenden Antlitzes zu betrachten. Guntram stand wie angewurzelt und konnte sich nicht satt sehen an der freundlichen Erscheinung. Mit Mühe versagte er sich's, sie anzureden, allein es dächte ihm zu solcher Zeit und an solchem Orte doch allzu unschicklich und er schlich sich endlich wieder auf seine Kammer und warf sich auf's Bette, doch floh ihn der Schlaf, denn vor den

Augen seines Gemüthes saß noch immer die holde Jungfrau, von deren Gestalt ein Zauber ausgegangen war, der sein Herz umspinnen hatte.

Sechzigste Nacht.

Den folgenden Abend versammelten sich Alle wieder, um den Schluß der Sage zu hören, welcher also lautete:

Als sich der alte Diener des Morgens bei Guntram erkundigte, ob ihm die Nacht ruhig vorübergegangen, bejahte es dieser und verschwieg, was er gesehen. Der Burgherr lud seinen Gast ein, sich einige Tage auf dem Schlosse auszuruhen, und der Ritter nahm die Einladung an, obgleich in diesem Augenblick Liba's Bild, wie ein warnender Schutzgeist, an ihm vorüber schwebte. Er brachte den Tag damit hin, die Gelegenheit der Burg und die Umgebung zu besehen. Indem er einen einsamen Pfad zwischen düstern Nadelholzern hin verfolgte, kam er an eine Kapelle, die wenig besucht schien. Nessel und Dornen wuchsen ringsum, und durch ein zerbrochenes Fenster streckte ein Ahorn einen seiner Aeste in das Innere und beschattete den halb zerfallenen Altar. Neben dem Altar und an den Wänden der Kapelle befanden sich viele Grabmäler und

darunter ein offenes, leeres Grab. An dem Grabsteine, der an die Wand gelehnt war, standen die Worte: „Vete, Wandrer, damit ich zur Ruhe komme, aber hüte Dich vor meinem Anblick.“

Guntram wußte nicht, was er von der seltsamen Inschrift denken sollte, und ihm kam das mit Flor behangene Bild ins Gedächtniß. Nachgerade überfiel ihn ein kleines Grauen über die Geheimnißvolle in dieser abgelegenen Burg, er dachte jetzt auch an seine Liba und faßte den Vorsatz, seine Reise noch an demselben Abend fortzusetzen. Zum Unglück fand er bei seiner Rückkehr auf die Burg den Besitzer nicht zu Hause, und da er nicht ohne Abschied scheiden wollte, mußte er sich's gefallen lassen, noch eine Nacht an dem bedenklichen Orte zuzubringen. Als er sich zur Ruhe begeben wollte, hörte er im Nebenzimmer das vorige Geräusch, und bald darauf erklang ein Lied in so süßen Tönen, daß Guntram sich unwillkürlich zu der holden Sängerin hingerissen fühlte. Die Thür ihres Gemachs stand halb offen, wie gestern, ihre Gestalt aber kam dem Ritter noch schöner vor; sie trug ein leichtes Nachgewand, welches die schönen Umrisse des blühenden Leibes mehr zeigte als barg, und ihr Auge schwamm in sehnsüchtiger Schwermuth. Der Ritter mochte sich nicht mehr länger meistern; er trat zu ihr in das Gemach und stotterte einige Entschuldigungen, sie sah und hörte ihn mit freundlichem Lächeln an, jedoch ohne etwas zu antworten. Auf einige Fragen, die er an sie that,

zeigte sie auf eine Schrift, die in dem schwarzen Marmortisch, an welchem sie saß, eingegraben war. Die Schrift lautete so:

Ich muß schweigen. Liebe kann mich binden. Liebe kann mich lösen.

Guntram wurde einen Augenblick nachdenkend — die Jungfrau sah ihn traurig an, aber mit einem Blick, der sein Inneres durchfuhr. Er ergriff ihre Hand und drückte sie an seine Lippen — die Jungfrau ließ es geschehen. Er wagte einen Kuß auf ihre Wange — da nahm sie einen Ring aus einer Schublade und reichte ihn dem Ritter dar. Im Rausch des Augenblicks steckte ihn dieser an den Finger — und riß die Jungfrau ungestüm in seine Arme. Da flatterte ein Käuzchen ans Fenster und fing gar schauerlich zu schreien an. Sie machte sich hastig los von dem Ritter, hauchte einen Kuß auf seine Lippe und verschloß sich in ein Seitengemach.

Dem Ritter wurde es doch jetzt fast unheimlich zu Muthe, allein der Rausch seiner Sinne war noch nicht ganz verschwunden, und er warf sich unruhig auf sein Lager. Als er beim ersten Sonnenstrahl erwachte, kehrte auch die Nüchternheit zurück, aber zugleich wandelte ihn eine Beflommenheit an, daß er auf der Burg nicht länger aushalten mochte, sondern nach kurzem Abschiede vom Burgherrn das Weite suchte. Er trieb sein Roß unaufhörlich an, und erst als die grauen Thürme der Burg seinem Blicke entschwunden waren

und er aus dem Walde in's Freie kam, ward es ihm leichter um's Herz.

Auf dem Felde sah er einige Hirten. Er stieg ab, um seinem Rosse einige Rast zu gönnen, gesellte sich zu ihnen, und that einige Fragen nach der grauen Waldburg. „Das ist eine gräuliche Geschichte,“ antwortete einer der Hirten. „Der alte Bodo, der noch auf der Burg lebt, hatte eine schöne Tochter, Erlinde genannt. Viele reiche und angesehene Herren warben um ihre Hand, aber sie war eitel und thörigt, und forderte von ihren Liebhabern halßbrechende Dinge. Einige ließen sich darauf ein, und büßten die Verwogenheit mit dem Leben. Darunter war ein Jüngling, untadelig an Gestalt und Sitten, und der einzige Sohn einer betagten Mutter. Diesem hatte sie aufgegeben, in der Walpurgisnacht drüben im Königsbann auf dem Kreuzweg zu stehen und ihr am andern Tag zu berichten, was er gehört und gesehen. Der junge Rittersmann hielt das für ein Kinderspiel und begab sich ohne Waffen in den Wald. Aber Tags darauf fand man nur noch einige Stücke von seinem Leichnam. Viele behaupteten, die Unholde hätten ihn getödtet, welche in der Walpurgisnacht dort ihren Spuk treiben; andre meinen jedoch, er sey von Wölfen zerrissen worden. Die Mutter des Jünglings verfiel über die Trauerbotschaft in Wahnsinn, und fluchte dem Fräulein in ihrer Sterbestunde, und dieser Fluch ging in Erfüllung. Erlinde erkrankte neun Tage darauf und starb plötzlich. Aber als man sie begraben

wollte und am Grabe den Sarg noch einmal öffnete, da war ihr Leichnam verschwunden. Sie geht jetzt noch in der grauen Waldburg um, wie sie lebte und lebte, und sucht die Fremden, die da herbergen, zu bestriicken. Wer aber in ihr Netz fällt, der muß sterben nach dreimal neun Tagen, und nur wer ihrer verführerischen Gestalt widersteht, kann sie erlösen und zur Ruhe bringen.

Dem Ritter fiel bei dieser Erzählung eine Felsenlast auf's Herz. Er betrachtete den Ring, den ihm die Jungfrau gegeben, und es rieselte ihm kalt durch Mark und Gebein, als er darauf die Worte las:

Du bist mein!

Die Nacht brach an, und der Weg führte durch einen düstern Föhrenwald. Um die Bäume lag eine Todtenstille und kein Zweiglein regte sich. Guntram ritt eine Weile fort, in der Hoffnung, die Waldherberge zu erreichen, und bald entdeckte er zur Seite, an einem alten Hünengrab, ein Feuer, um welches sich einige Wesen wie Schattengestalten bewegten. Als er näher kam, gewahrte er drei alte Weiblein, die etwas seltsames zu treiben schienen. Er hielt sein Roß an, um die Erscheinung zu betrachten. Daß eine Weiblein sang:

Drei Messeln riß ich ab
Drüben vom Riesengrab!
D'raus spann ich den Faden hier,
Schwesterchen, ich schenk ihn Dir.

Da sang die zweite:

Will den Faden in Ithänen fochen,
Hab' ein Webschiff aus Todtenknochen,
Fünf Ellen Feinwand web' ich mir,
Die, Schwesterchen, schenk ich Dir.

Hierauf antwortete die dritte:

Will nähen drauß ein Hemblein fein,
Will wickeln einen Schläfer drein,
Du, Reiter, reit' gemach,
Das Hemd, ich bring's Dir nach.

Guntram war's, als ängstigten ihm böse Träume — unwillkürlich spornte er sein Roß, daß es mit ihm über Hecken und Steine rannte. Keuchend erreichte er die Waldherberge, wo er die Nacht zubrachte.

Des andern Tages, um die Abenddämmerung, langte er an der Falkenburg an, wo seine Verlobte wohnte. Indem er über die Zugbrücke reiten wollte, sah er zwei Männer vor sich hergehen, die einen Sarg trugen. Von unsäglicher Angst ergriffen, rief er ihnen zu, aber sie hatten sich plötzlich aus seinen Augen verloren. Er stieg mit wankenden Knien die Treppen hinauf — Liba flog mit dem Schrei des Entzückens in seine Arme. Guntram fragte, wer gestorben sey, und erwähnte der Männer mit dem Sarge. „Ei,“ sagte Liba lachend, „Du hast wohl das Brautbett für einen Sarg angesehen.“ Sie öffnete die Thür eines Gemachs und zeigte ihm die Bettstelle, welche so eben gebracht worden war. Guntram schüttelte den Kopf und seine

Becklemmung nahm zu. Er that sich Gewalt an, um heiter zu scheinen und bat die Geliebte, die Trauung nun nicht länger aufzuschieben. Sie war es zufrieden, und der Tag wurde hierzu bestimmt. Je näher die Stunde kam, je mehr fühlte Guntram sein Herz erleichtert. Es wurden einige Gäste aus der Nachbarschaft geladen, und der Zug erhob sich nach der Kapelle. Der Weg führte über den Burghof. Beim Herausstreten aus dem Thore kam es Guntram vor, als wandle vor der Braut her eine verschleierte weibliche Gestalt, die von einem schwarz gekleideten Ritter geführt werde. Da fiel ihm der Sarg wieder ein und die graue Waldburg, und er hatte nicht den Muth, seine Begleiter zu fragen, wer die Verschleierte sey, die doch früher nicht in dem Saal gegenwärtig gewesen. Man trat in die Kapelle und zum Altar. — Indem Guntram der Braut seine Rechte reichen wollte, fühlte er eine eiskalte Hand in der seinigen — es war die Hand der Jungfrau von der Waldburg, welche in diesem Augenblick zwischen ihm und Liba stand. Da umhüllte Nacht seine Blicke, die Schauer des Todes durchrieselten sein Gebein, mit einem Schrei des Entsetzens sank er zu Boden und mußte nach der Burg zurückgebracht werden. Es währte lange, bis er wieder zur Besinnung kam. Er verlangte einen Priester, und nachdem er diesem die Beichte abgelegt hatte, ließ er Liba an sein Lager rufen und erzählte ihr, was ihm auf der Waldburg begegnete. „Sey Du jetzt der Engel meiner letzten

Stunde," fügte er hinzu, „und verscheuche mit Deinem Gebet das schreckliche Bild, wenn es wieder vor mich treten will.“

Liba sank laut betend auf die Kniee, und Guntram's Antlitz erheiterte sich und in seine Seele kam der Friede von oben. Er gewann wieder einige Lebenskraft und sagte zu Liba: „Mir ist's, ich könne weder leben noch sterben, bis Du meine Gattin bist.“

Die Jungfrau ging schweigend und rief den Priester, der ihre Hände in einander legte. Kaum war die heilige Handlung vorüber, da umnachteten die Schatten des Grabes Guntram's Auge — noch einmal streckte er die Hand nach der Geliebten aus — sie sank an seine Brust und seine Seele entfloh.

Liba vertraute ihre Tage im Wittwenschleier und folgte bald dem unglücklichen Gatten.

Diese Sage hatte Jedem auf eigne Weise angesprochen, Alma beklagte die unglückliche Liba, Franz den Ritter Guntram, welchem für eine kleine, augenblickliche Schwäche so fürchterliche Strafe ward; Eduard Erlinden, weil ihr Bewußtseyn sie peinige.

„Ich glaube," äußerte Alma, „keine Gegend ist reicher an Sagen, als die Rheingegend.“

„Sehr natürlich," nahm der Freiherr das Wort, „jede alte Burg hat wenigstens eine Sage und keine Gegend ist so reich an alten Burgen, wie der Rhein. Schlesien hat

aufser den vielen Sagen vom Rübezahl wenige von alten Schlössern."

„Böhmen und Ungarn ist auch Sagen reich," sprach Franz, „dagegen kenne ich wenig Sagen, die in der Mark, in Braunschweig und Pommern spielen; mehr Ausbeute findet der Sagensammler im sächsischen Erzgebirge und in der sächsischen Oberlausitz."

„Auch anmuthige Tyrolersagen kenn' ich," äußerte Franz, und in Thüringen, wie im Schwarzwalde hört man viel Gemüthliches aus der Vorzeit vom Volke erzählen, dagegen hat Italien, das poetischste Land Europens keine eigentliche Sage. Italien hat nur Geschichte und was die Italiener Sagen nennen, sind kleine, heitre Begebenheiten, die man von Diesem oder Jenem erzählt, sie sind nicht eben sehr wahrscheinlich, aber möglich und ohne alle Zaubereien und gespenstigen, übernatürlichen Erscheinungen."

„Eine solche italienische Sage, oder in unserm Sinne richtiger Novелlette, hat Rüttner mitgesandt und ich werde sie, ist es Ihnen genehm, morgen vortragen."

Ein und sechzigste Nacht.

Die folgende Nacht las Franz:

Der heilige Nikolaus.

In Ferrara lebte ein armer Schuster mit seinem Weibe und drei Töchtern von dem kümmerlichen Verdienst seiner Arbeit. Er wäre dabei glücklich gewesen, wenn er nur hätte hoffen können, seine zwei ältesten Mädchen zu verheirathen. Schön und blühend waren sie herangewachsen; mancher Werber zeigte sich von ferne; aber keiner wollte sich nähern, weil der Vater kein Heirathsgut zu geben im Stande war.

Das war die einzige Sorge des redlichen Schusters. Er war alt und konnte hinwegsterben. Dann wäre seine Familie auch in die drückendste Noth versetzt worden. So gern hätte er mit der Beruhigung scheiden mögen, seine Töchter versorgt zu sehen.

Mit diesem Wunsche wandte er sich immer im Gebet zum heiligen Nikolaus; der einst ein ähnliches Wunder für einen Vater mit drei Töchtern gethan hatte. Jeden Morgen fand er sich vor dem Altare des Heiligen ein und jeden Morgen ward sein Gebet brünstiger.

Ein sehr geiziger Kaufmann, welcher neben ihm wohnte, bemerkte seine häufigen Gänge nach der Kirche. In dieser selbst traf es sich einmal, daß er neben den Schuster zu knien kam, und das Gebet hörte, welches

er that. Er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, und hörte von ihm, daß dies jeden Tag sein Morgengebet wäre.

Der Kaufmann lachte und sagte ihm: „Da wirst Du lange beten können, wenn Du warten willst, bis der Heilige Deine Töchter versorgt.“

„Die Zeiten der Wunder sind vorbei. Die Heiligen bekümmern sich nicht mehr um das, was auf der Erde vorgeht. Sie lassen jeden für sich selbst sorgen. Du mußt Dir einen Heiligen wählen, wie ich einen habe, mit dem ist zu gewinnen.“

„Und wie heißt der Heilige?“ fragte der gute, einfältige Schuster.

„Das ist der Jude Buonajuto. Bei dem leiht man auf zwei Procent monatlich Geld, und wenn man es gut umzutreiben versteht, so gewinnt man wohl vier damit. Er ist nicht so taub, wie der heilige Nikolaus und wenn Du ihm nur einmal diesen Wunsch mittheilst, so wirst Du sehen, daß er Dich erhört.“

Der Schuster entsetzte sich ob diesen gotteslästerlichen Reden und versicherte dem Kaufmann, daß er ihn vergebens in seiner Gottesfurcht irre zu machen suche.

Dieser unterließ nicht, den Schuster mit dem heiligen Nikolaus aufzuziehen. Er that dies sogar in Gegenwart des Juden Buonajuto selbst, welchen er seinen Heiligen zu nennen pflegte. Der Schuster aber setzte dem ungeachtet seine Kirchenbesuche wie gewöhnlich fort.

„Hier ist das erste Capitel zu Ende,“ sagte der Vorleser, „dem Wunsche des Professors nach, theile ich das letzte morgen mit.“

Zwei und sechzigste Nacht.

(Schluß der vorigen Geschichte.)

Die Weihnachtstage kamen herbei. Dieß war die Zeit, wo der Kaufmann und der Jude ihre wechselseitigen Rechnungen mit einander abschlossen. Der letztere fand, daß er seinem Freunde 300 Ducaten Rückstand zu bezahlen hatte, und gedachte ihm mit der Berichtigung desselben eine unvermuthete Freude zu machen.

Die Juden verstehen sich besonders gut auf das Mästen der Enten. Der unsrige hatte eine, welche außerordentlich fett war. Er ließ sie schlachten und köstlich braten. Nachdem dieß geschehen war, steckte er ihr einen Beutel mit 300 Ducaten in den Bauch, und schickte sie dem Kaufmann zum Weihnachtsgeschenke.

Des letztern Gattin, eine rechtschaffene, gutgesinnte Frau war niemals mit dem Bucher zufrieden gewesen, welchen ihr Mann mit dem Juden trieb. Auch kam noch das Vorurtheil dazu, daß man Leuten dieser Nation niemals trauen dürfte. Als daher das Geschenk

ankam, erklärte sie ihrem Gatten sogleich, daß sie keinen Bissen von demselben anrühren würde.

Dies war dem geizigen Kaufmann ganz lieb. Die Ente ist einen Thaler werth, dachte er; wie sollt ich mit einem Mittagessen so viel Geld verzehren? „Besser,“ sagte er zu seiner Frau, „wir verkaufen sie; denn ich habe auch keine große Lust, Judenfleisch zu essen.“

Eben ging der arme Schuster vorbei, welcher aus der Kirche kam. Der Kaufmann fing gleich nach seiner Gewohnheit an, ihn mit dem heiligen Nikolaus auszuspielen. „Nun,“ frug er ihn, „hat Dich St. Nicolaß erhört?“

„Nur Geduld,“ erwiderte ihm der Schuster, „es ist noch nicht aller Tage Abend. Am Ende kommt's doch.“

„Da sieh,“ fuhr jener fort, indem er ihm die Ente zeigte, „wie mich mein Heiliger zu Weihnachten beschenkt hat. Ich wollte wetten, der Deinige hat sich nicht mit einem Stückchen Bröt Deine erinnert.“

Nach langen Hin und Herreden bot der Kaufmann ihm die Ente zu Kaufe an. Ich habe zwar nichts zu verschenken, sagte der Schuster; aber ich will den Meinen doch einmal einen guten Tag machen.

Sie wurden Handels einig, und der Schuster nahm die Ente mit nach Hause. Es war nahe an Mittag, und die gute Familie setzte sich nieder zum Essen.

Wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie in dem Innern des Bratens den Beutel mit 300 Ducaten fan-

den? Sanct Nikolaus sey gebenedeit, er hat mein Flo-
hen erhört, rief der Schuster aus.

Doch bald besann er sich, daß es wohl seine Pflicht
wäre, das Geld zurückzugeben. Aber seine Frau mußte
ihn zu überreden, daß er es nicht that, und so Rache
nahm für die vielen Spöttereien, die er hören mußte.
Er ging sogleich zu zwei wackern Jünglingen, welche
seine zwei ältesten Töchter liebten, und eröffnete diesen,
daß er jeder derselben 150 Ducaten Mitgift geben
würde. — So wurde man bald über die Heirath einig.

Nach einigen Tagen ging der Jude beim Kauf-
mand vorüber. — Nun, wie hat Euch die Ente ge-
schmeckt? frug er ihn.

Sehr gut, sehr gut! war die Antwort. Sie war
hübsch fett, und ich erinnere mich nie eine bessere gege-
ssen zu haben. Er schämte sich natürlich zu gestehen,
daß er sie verkauft hätte.

Und habt ihr die 300 Ducaten, die ich Euch zu
zahlen hatte, darin gefunden?

Man erklärte sich nach dem ersten Schrecken und
den ersten Bethuerungen, und der Geizhals sah sich
genöthigt zu bekennen, daß er sie verkauft hätte.

Beide gingen mit einander zum Schuster. Dieser
gestand, daß er die Summe gefunden hätte, daß er sie
aber nicht zurückgeben werde, indem er die Ente mit
allem, was darin gewesen, gekauft habe.

Sie kamen vor den Richter. Der Schuster er-
klärte die ganze Sache und erzählte, wie viel Spott

er wegen des Glaubens an den Heiligen hätte ertragen müssen.

Der Richter war ein frommer Mann. Sein Ausspruch war: Um dem Ungläubigen und dem geizigen Menschen zu zeigen, daß die Heiligen gegen das Flehen der Rechtschaffenen nicht taub sind, urtheile ich, auf die Eingebungen von Sankt Nikolaus, daß der Schuster die 300 Ducaten behalte, und Ihr Beiden zusammen ihm andere 150 bezahlet, um auch seine dritte Tochter auszustatten.

Drei und sechzigste Nacht.

Die letzte Sage von Rüttner wurde von Franz die kommende Nacht vorgetragen, sie ist betitelt:

Die todte Braut.

Die Burg zu Lauf, eigentlich Neuwindeck genannt, soll vor ihrer Zerstörung unbewohnt gewesen seyn, wegen des Geisterspuks, der sich Tag und Nacht darin hören ließ. Zu dieser Zeit suchte ein junger Ritter, der in der Gegend fremd war, Herberg auf der Burg.

Er hatte Mühe, in der nächtliche Dunkelheit den Eingang zu finden. Im Schloßhofs stand hohes Gras, und sein Ruf verhallte schauerlich zwischen den einsamen Mauern. Endlich erblickte er in einem Zimmer der Burg ein Licht und stieg die Treppe hinauf. Im alten Rittersaale saß ein Mägdlein an einem Tische und schien so vertieft in Gedanken, daß sie den Eintretenden nicht bemerkte. Sie war schön wie ein Engel, aber die Rosen ihrer Wangen waren von Kummer gebleicht. Auf den Gruß des Ritters sah sie auf und nickte mit dem Kopfe. Als er seine Bitte um ein Nachtlager vorgebracht, stand sie auf, holte Wein und Wildpret nebst mancherlei Geflügel herbei, und gab dem Fremden ein Zeichen, sich's schmecken zu lassen. Brot und Salz fehlten, er hatte aber nicht den Muth darum zu bitten, denn es kam ihm alles gar unheimlich vor, besonders da die Jungfrau bis jetzt noch keine Silbe gesprochen. Bald regte aber der Wein die Lebensgeister des Ritters auf und er begann ein Gespräch:

„Ihr seyd wohl die Tochter dieses Hauses?“

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Und Eure Eltern?“

Sie zeigte nach ein Paar Bildnissen an der Wand und sprach mit leiser Stimme: Ich bin die Letzte meines Stammes.

Dem jungen Ritter gefiel die schöne Maid über die Maßen, und da er auch dem Krüge fleißig zu-

sprach, so ging ihm das Herz immer mehr auf. Er war arm und dachte, hier kannst du vielleicht Dein Glück machen.

Nach einigen Reden ergriff er ihre Hand und fragte, ob sie noch frei sey?

Sie bejahte es mit einem abermaligen Kosnicken, und der Ritter machte ihr einen abermaligen Heirathsantrag. Ihr Antlitz erheiterte sich jetzt; sie stand auf, nahm aus einer Schublade zwei Ringe und einen Kranz von Rosmarin, den sie in die schwarzen Locken heftete, dann winkte sie dem Ritter, ihr zu folgen. Er gehorchte nicht ohne Grauen und hätte gern sein Wort zurückgehabt, aber in diesem Augenblick traten zwei ehrwürdige Greise herein, festlich gekleidet, die ihn und die Jungfrau in die Mitte nahmen und nach der Burgkapelle führten. Dort standen mehrere Grabmäler, auf einen derselben lag ein Bischof aus Erz gegossen im kirchlichen Ornate. Die Jungfrau berührte die eiserne Gestalt, die sich schnell erhob und vor den Altar trat, auf welchem sich die Kerzen von selbst anzündeten. Die ehernen Züge des Bischofs schienen sich zu beleben, seine Augen glänzten wie ein Stern durch leichten Nebel, und er sprach mit tiefer, hohler Stimme:

Kurt von Stein, sagt, ob Ihr die gegenwärtige Jungfrau Bertha von Windeck zu Eurem ehelichen Gespons ersehen habt?

Der Ritter bebte wie das Laub der Espe im Winde, das Wort erstarb auf seiner Zunge, und seine

Sinne fingen an sich zu verwirren. Da hörte man das Krähen des Hahns in einem benachbarten Meierhofe, die ganze Versammlung verschwand, eine fürchterbare Windesbraut fuhr durch die Kapelle und schien die Burg aus ihrer Tiefe zu reißen. Der Ritter fiel ohnmächtig nieder, und als er wieder zu sich kam, lag er im hohen Grase des Schloßhofes und neben ihm sein treues Roß.

Vier und sechzigste Nacht.

Das Gespräch ward diesen Abend mit besonderer Lebhaftigkeit geführt, man stritt darüber wer inniger und reiner liebe, ob Mann oder Weib.

„Aufopfernder ist gewiß unser Geschlecht, behauptete die Freifrau, der Mann erobert und weiß das Eroberte zu behaupten, das Weib duldet und entsagt.“

„Ich weiß nicht gnädige Frau, sprach der Maler, ob man in der Wirklichkeit so viel entsagende Frauen findet wie in Romanen, denn gegen die Entsagungslust spricht die oft bis ins Lächerliche ausartende Eifersucht der Frauen; auch spricht der Mann nicht so viel von seiner Entsagung, es ist ihm sogar peinlich, wenn es bekannt wird. Die Frauen aber gefallen sich in der Rolle der Entsagenden und

nennen Entſagung, was oft nur nothgedrungene Unterwerfung in das Unveränderliche iſt."

„Ich entſage allen Streiten mit Ihnen und gebe es auf ſie zu bekehren,“ ſagte lächelnd die Freifrau, aber daß es entſagende Frauen in der Vorzeit gegeben, möge die Geſchichte beweifen, welche ich jetzt erzählen will. Und mit Anmuth trug ſie die folgende Sage vor:

Kaiser Friedrich I. und Gela.

Der edle ritterliche Hohenſtaufe, Friedrich, zubenannt der Rothbart, lebte, noch bevor er Herzog von Schwaben geworden, auf einer väterlichen Burg in der anmuthigen Wetterau. Er war damals erſt drei und zwanzig Jahr alt und in ihm ruhte die ganze herrliche Kraft eines künftigen Heldenlebens.

Einer ſeiner Burgmänner hatte eine Tochter Gela mit Namen. Die Schönheit und Anmuth der Jungfrau entzündeten in der Bruſt des Jünglings eine heftige Liebe, die bald ſein ganzes Weſen erfüllte.

Eines Tages begegnete er ihr in einem Bogenwege, der von der Kapelle in den Burghof führte. Hingeriſſen vom unerwarteten Anblick, ergriff er ihre Hand und ſagte mit faſt zitternder Stimme: Schöne Gela, ich liebe euch, und kann es nicht länger verbergen.

Die Jungfrau ſtand da, hocherröthend und verwirrt, und ſchlug die Augen nieder.

„Zürnet nicht! rief Friedrich, drückte ihre Hand an seine Lippen und entfernte sich eilig.

Von dieser Stunde an schien Gela den jungen Herzog zu vermeiden. Er wurde darob trübsinnig und fast menschenfleh. Alle die um ihn waren, bemerkten die Veränderung, welche mit ihm vorging, aber keiner mochte die Ursache errathen. Die schöne Gela allein wußte recht gut Bescheid, aber das Geheimniß lag wohl verwahrt in ihrem Busen.

Eines Abends begegneten sich Beide in einem einsamen Gehölz an der Rinz. Gela suchte Kräuter zu einem Trunk für ihre kranke Schwester. Friedrich grüßte sie ehrerbietig — doch als sie auf dem schmalen Pfad an ihm vorüber ging, und der Saum ihres Gewandes ihn berührte, da ward es Nacht vor seinen Blicken; mit einem dumpfen „Ach!“ taumelte er gegen einen Baum und hatte Mühe sich an dem Stamm desselben aufrecht zu erhalten.

Gela wurde ergriffen von seinem Zustande, und die Liebe war auch in ihrem Herzen. Sie ging huldreich auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte: Morgen, eine Stunde vor Sonnenaufgang, findet Ihr mich in der Burg-Capelle.

Friedrich fand sich bald nach Mitternacht an dem bestimmten Ort ein, denn der Schlaf floh seine Augen. Gela erschien mit dem ersten Hahnenschrey. Sie zog ihn sanft auf eine Bank vor dem Altar nieder, setzte sich neben ihn und sagte:

„Ihr liebt mich und ich mag Euch nicht verbergen, daß ich Euch auch liebe, wenn ich schon nicht die Eurige werden kann, denn Ihr müßt eine Hausfrau wählen aus den Töchtern der Grafen und Herzoge —

Friedrich wollte sie unterbrechen aber sie legte ihm die Hand sanft auf den Mund und fuhr fort:

„Ich mag nichts haben außer dieser meiner Liebe, Ihr dürft Euch damit nicht begnügen. Hört mich, die Stätte ist heilig und wenn ich fehle, so ist mir die Mutter des Erbarmens nah. Ich will Euch, wenn Ihr's wünscht, jeden Tag, in eben dieser Stunde und an eben diesem Orte sehen — aber sonst nirgends ohne Zeugen. Unsere Liebe muß rein bleiben, denn ich möchte sie einst mit hinüber nehmen wenn ich scheide.

Der Jüngling schaute sie an, wie ein höheres Wesen, und ihm war, als würde die Weihe eines neuen Lebens über ihn ausgegossen. Er hätte jetzt alle seine Ansprüche auf Glanz und Ehre für eine Hütte und ein Grabscheit hingegeben.

Aber Gela ermannte ihn, daß er nicht unter sank im Strome weicher Gefühle. Die Liebenden sahen sich täglich in der Kapelle: Friedrich ruhte in stiller Seeligkeit an Gelas Wangen, an Gelas Busen, und nie stieg eine unreine Begierde auf in seinen Innern.

So verlebte er ein glückliches Jahr. Da zog Kaiser Konrad mit einem großen Heerhaufen ins gelobte Land und das Fräulein erinnerte den Jüngling,

daß es nun Zeit sey der Ehre seine Schuld zu bezahlen. —

„Unsere Liebe ist ewig!“ rief der edle Hohenstaufe und bot ihr die Hand zum Abschied.

„Ewig“ sagte Gela und sank an seine Brust.

Er ging nach Palästina und kehrte mit Ruhm bedeckt an die Ufer der Rinz zurück. Sein Vater war inzwischen gestorben und das Herzogthum Schwaben ihm zugefallen. Friedrich suchte seine Gela auf, aber sie hatte den Schleier genommen und er fand nur einen Brief von ihr des Inhalts:

„Du bist nun Herzog, wähl' eine Gattin Dir
Ich hab' ein glücklich Jahr gelebt,
Und dies reicht für mein übrig Leben aus.
Unsre Lieb' ist ewig.“

Friedrich erkannte den hohen Sinn in den Worten seiner Geliebten, und schwur, ihrer werth zu bleiben. Gelas Brief trug er beständig auf seiner Brust, und als er nach einigen Jahren sich verhehelichte, da wählte er eine Gattin, von welcher er gewiß war, daß er sie nie lieben könne.

An der Stelle aber, wo er seine Geliebte im Gehölz gefunden hatte, legte er den Grundstein zu einer Stadt und nannte sie Gelashausen, und in diesem Namen bewahrt sie noch das Andenken an die treue Liebe des edlen Hohenstaufen.

Diese einfache Geschichte hatte Alle ergriffen, auch der Maler bewunderte das richtige Gefühl und die Selbstverläugnung Gelas.

Heut zu Tage schläge wohl keine den Herzogsreif aus," sprach er spottend „so unglücklich auch eine Herzogin, die ihrerseits keine hohen Ahnen zählt, seyn würde."

So fangen Sie schon wieder an Gelas Entsagung zur Klugheit zu machen, schalt Alma und der von Allen nun überstimmte Maler, gab sich gefangen.

Alma sagte kein Wort, als ihre Aeltern ihn noch einmal baten, länger zu verweilen, sie sah' nur diesen Tag bleicher und niedergeschlagener aus als sonst. Franz der Eduard am längsten kannte und liebte, billigte sogar seinen Plan, sich noch mehr umzuschauen.

Eduard mußte versprechen wieder zu kommen, sobald er wolle, gleich Rüttnern geloben: von Zeit zu Zeit Sagen und Märchen zu schicken und fleißig zu schreiben. Der Freiherr gab ihm einen einfachen aber seltenen Ring zum Andenken, seine Gemahlin eine Arbeit ihrer Nadel, Alma auf Eduards Bitten zögernd die Heideblümchen, die sie an der Brust getragen hatte.

Um die düstre Stimmung zu verschreiben begann Eduard eine Sage zu erzählen.

Der Zweikampf.

Zu der Zeit, als die Bürgermeister der Stadt Zittau in der Oberlausitz noch Markgrafen-Rang und das Recht über Leben und Tod derer hatten, die unter die Gerichtsbarkeit der Stadt Zittau gehörten, lebte ein Bürgermeister, welcher eine überaus schöne Tochter, Namens Agnes besaß. Alle Jünglinge der Stadt blickten ihr nach, wenn sie des Sonntags zur Kirche ging, begleitet von ihrer alten Amme, und so Mancher schon hatte vergeblich um sie geworben. Unter die Werber, welche am heftigsten in Liebe zu ihr entbrannt waren, gehörten zwei junge Edelleute. Beide waren gleichen

Alters, zusammen aufgewachsen und die trauesten Freunde. Sie hatten sonst kein Geheimniß vor einander, aber jeder hielt seine Liebe zu der schönen Agnes geheim, denn jeder ahnete dunkel, daß der Andre sie liebe und keiner wollte seine Liebe kund geben, bis er Agnesen's Gegenliebe gewisser sey. Agnes war hold und freundlich gegen Jeden, so daß Beide sich für geliebt hielten und doch liebte sie entweder Keinen, oder hatte ein zu inniges Mitleid mit dem Ungeliebten, was ihr Benehmen zweideutig machte.

Eines Tages trafen sich die Freunde vor dem Frauenthor, unweit der Kirche zu unsrer lieben Frauen, welche mit vielen alten Gemälden geziert ist, und der Älteste von ihnen sprach zu dem Andern: „Freund, ich bin glücklich! Die Schönste der Schönen hat meine Werbung freundlich aufgenommen, denn als ich vor einer Stunde mit ihr sprach, hörte sie mir lange und freundlich zu und sprach: „morgen um diese Zeit sollt Ihr Antwort haben.“

„Und wer ist die Schöne,“ fragte unbefangenen Hugo.

„Agnes, des Bürgermeisters Tochterlein!“ versetzte

Kurt.

„Unmöglich!“ tobte Hugo, „diese Worte hat sie vor einer halben Stunde in ir gesagt und Du hast dies erlauert und willst mich verhöhnen.“ Die Streitenden wurden immer heftiger und zogen endlich die Schwerter. Die Klinge blühten im Sonnenstrahl und ehe es den Herbeieilenden gelang, sie zu trennen, fielen Beide

zum Tode getroffen. Kurt verschied sogleich, Hugo lebte noch so lange, um seinem Vetter, dem Herrn von Karlsriede die Veranlassung des Zweikampfs zu vertrauen.

Nun hatte der Bürgermeister lange krank gelegen und von dem Zweikampfe nichts vernommen, seine Feinde im Rathe wußten aber Alles. Da er nun das Erstemal auf das Rathhaus kam, sagten sie ihm, sie hätten ohne seine Anwesenheit nicht abstimmen wollen über eine Jungfrau, die durch Falschheit und Buhlerkünste zwei edle Jünglinge zum Zweikampfe gereizt, in dem jeder den Tod gefunden habe.

„Sie ist des Todes schuldig und muß vermauert werden!“ sprach hastig der Bürgermeister.

„Bedenkt, was Ihr sprecht,“ warnte ein alter Rathsherr, der Bürgermeister aber beharrte bei seinem Ausspruche, und jetzt nannte man ihm den Namen der Jungfrau.

Der Vater verhüllte sein Antlitz, man mußte ihn aus dem Gerichtssaale führen.

Vergebens mühte er sich die Tochter zu retten, er lag auf's Neue schwer erkrankt darnieder und mußte es geschehen lassen, daß die unglückliche Agnes aus dem Vaterhause geholt und in der Mauer der Frauenkirche eingemauert wurde. Auf dem Platze, wo die beiden Jünglinge gekämpft haben, sieht man noch jetzt zwei Ringe von Stein eingepflastert.

„Eine furchtbare Strafe!“ sprach die Greisfrau.

„O liebe Mutter, ist der Tod nicht mild, wenn er die unglückliche Agnes in die Arme nimmt? Ihr Erdenglück mußte ja in der Erinnerung an diese Gebliebenen untergehn!“

„Falschheit und Gefallsucht können nie stark genug bestraft werden!“ rief der Maler, „sie haben mehr Unheil in der Welt gestiftet, als Gift und Dolk!“

„Und war Agnes falsch, gefallsüchtig?“ fragte Eduard — „vielleicht nur schwach, sie schwankte zwischen Beiden, wollte keinen lassen, keinem weh thun oder — was ein allgemeiner Fehler ist, sie prüfte sich nicht ernst genug. Charakterlosigkeit, Güte, die in Schwäche ausartet, macht oft das Elend ganzer Familien, brach manches Herz und — hier ward er hörbar bewegt — und wird noch manches Herz brechen!“

„Es ist ein Unglück, wenn zwei Brüder oder zwei Freunde ein Weib lieben!“ sprach ernst der Caplan, „am besten ist es, wenn der, welcher sich am stärksten fühlt, sich ohne Erklärung entfernt, wenn er nicht gewiß weiß, daß er der Geliebteste ist! Die Jungfrau aber ziehe sich bald und entschieden von dem zurück, dem sie ihre Hand und ihr Herz nicht schenken kann, späteres Unheil zu verhüten!“

Alma erröthete und sagte kein Wort.

Als die Gesellschaft sich trennte und Eduard von Allen Abschied nahm, konnte sie ihre Thränen nicht verbergen und auf seine leise Frage: „Werden Sie mich vergessen?“ schützelte sie stumm das Haupt und verließ das Zimmer.

Den andern Morgen in aller Frühe verließ Eduard das

Schloß Runsitten. Oft hielt er sein Pferd an und sah nach dem Schlosse zurück.

Sechs und sechzigste Nacht.

Nicht so heiter, wie gewöhnlich, war den Abend nach Eduard's Abreise, der kleine Kreis im Schlosse Runsitten. Man sprach von dem Entfernten und begleitete ihn in Gedanken, Alle gedachten sein mit inniger Hochachtung.

Wenn man trübe gestimmt ist, verdüstert ein heitres Schauspiel, eine fröhliche Musik oder Erzählung oft nur mehr, während eine der Stimmung unpassende geistige Anregung, die uns von andern wird, unsre Verstimmung in Harmonie auflöst. Dies fühlte der Caplan und mit ernstem Tone begann er zu erzählen:

Der Sylvesterabend.

Im Kloster Haindorf lebten vor einer Reihe von Jahren zwei Mönche, Namens Augustin und Sylvester, welche die innigste Freundschaft verband. Sie theilten alle Empfindungen und Gedanken mit einander und würden sich, getrennt, sehr unglücklich gefühlt haben. Oft sprachen Sie von dem Leben nach dem Tode und ihr heißester Wunsch war der, sich auch Jenseits wieder zu finden.

„Ist es dem Verstorbenen vergönnt, Freunde der Seele nachzuholen, oder ihnen wenigstens zu erscheinen; so geschieht es von mir gewiß Dir meinem Augustin,“ sprach oftmals Sylvester und Augustin erwiderte dann, „auch ich mein Sylvester erscheine Dir oder hole Dich nach, wenn es mir möglich ist.“

Weihnachten kam heran und der Bruder Sylvester ward vom Guardian in Angelegenheiten des Klosters nach Prag geschickt.

Mit besonderer Behmuth nahm er von seinem Augustin Abschied, welcher sich über die kurze Trennung nicht ängstigte.

„Will's Gott,“ sagte Sylvester; „so bin ich zum Christtage wieder bei Dir, „jedemfalls aber am Sylvesterabend, den wir recht schön in Liebe und Frömmigkeit feiern wollen.“

Sylvester verließ das Kloster, Augustin schaute ihm noch lange nach.

Das Christfest erschien, Sylvester kehrte nicht zurück, das Jahr neigte sich zum Ende, er war dem Freunde immer noch fern.

Am Sylvestertag war Augustin bleich und trübe, denn der Freund kam immer noch nicht zurück. Nun herrschte im Kloster Haindorf die anmuthige Sitte, daß auch für den Abwesenden ein Couvert aufgelegt und ein Stuhl hingesezt wurde, und statt des Tellers für ihn, ein bunter, duftender Blumenstrauß.

Dies geschah auch für den Bruder Sylvester und

Augustin nahm seinen Platz diesmal neben dem Blumenstrauch, der zu Ehren des abwesenden Freundes auf der Tafel prangte.

Es wurde während des Males des Bruders Sylvester mehrmals gedacht, der Guardian rühmte seine Frömmigkeit, seinen Eifer im Gehorsam und Augustin stimmte lebhaft in das Lob des Freundes ein.

Plötzlich verstummte er mitten in seiner Rede, denn mit langsamen, feierlichen Schritten schwebte Sylvester zur Thür herein auf seinen Platz zu und setzte sich neben Augustin.

„Sylvester so kommst Du doch!“ rief dieser aus. alle Uebrigen verwunderten sich über diese Rede, „was ist Dir, redest Du im Fieber!“ sprachen die andern Mönche zu ihm.

„Seht ihr denn Sylvester nicht neben mir sitzen?“ fragte er und als Alle dies verneinten, sprach er leise und lächelnd: „so ist er geschieden und bald, bald holt er mich nach!“

Dann neigte er sein Haupt auf die Brust, holte noch einmal tief Athem und entschlief. Eben schlug die Glocke zehnmal.

Zwei Tage nachher erhielt der Guardian die Nachricht, daß am Sylvestertag in der zehnten Stunde der Bruder Sylvester sanft und selig verstorben sey.“

Theilnehmend hatten alle dem Caplan zugehört; es wurde viel für und wider die Möglichkeit dieser Erscheinung

gesprochen, denn ein solches Thema wird eben so wenig erschöpft als die Liebe.

„Wenn Verstorbene willkürlich die Ihrigen nachholen könnten, würden nicht ganze Familien die sich lieben, aussterben? Würden Mütter ihre Kinder in den Händen gewissenloser Stiefmütter lassen? Sicher nicht! Ich kann es nicht glauben, daß den Sterblichen so viel Macht gegeben ist,“ sprach Alma.

„Mein Verstand stimmt Ihnen bei,“ versetzte der Maler, „aber das werden Sie mir zugeben: wir sind alle Gottes Kinder und werden doch nicht nur was äußere Glücksgüter betrifft, nein, auch in geistiger Hinsicht sehr verschieden begabt. Diesen werden die seltensten, schönsten Anlagen, Jener faßt mühsam was ihm andre erst vorgedacht haben. Manche sind durchaus nur fähig zu erfinden, andre nur das was sie hören in sich aufzunehmen und zu verarbeiten. Kann es also nicht auch, so wie es Magnetiseurs giebt, Menschen mit besonderem Ahnungsvermögen geben, Menschen deren inneres Auge schärfer sieht als das Auge gewöhnlicher Menschen?“

„Ihre Bemerkung,“ nahm der Freiherr das Wort, „erinnert mich an Swedenborg, von dem glaubwürdige Personen doch Merkwürdiges erzählt haben. Vielleicht ist Ihnen auch bekannt, daß ihn einst die Wittwe eines hohen Staatsbeamten um Beistand bat. Sie sollte nämlich eine sehr bedeutende Summe noch einmal zahlen, die, wie sie genau wußte, ihre Gatte kurz vor seinem Tode schon einmal gezahlt hatte. Sie hatte die Quittung gesehen und

konnte sie jetzt leider nirgends finden, obgleich sie und die
Ihrigen schon mehrmals das ganze Haus auf das Sorg-
fältigste durchsucht hatten. In ihrer Verlegenheit wandte
sie sich an Swedenborg, dieser versprach ihr, den Todten zu
befragen und ließ sich zu dem Ende den Schlüssel zur Fa-
miliengruft dieser Dame geben. Den andern Tag sagte er
ihr, daß die Quittung in dem und dem Buche auf der und
der Seite liege. Der Verstorbene habe, als er die Quittung
erhalten, eben in dem Buche gelesen, sie als Buchzeichen
hineingelegt und später wahrscheinlich vergessen sie herauszu-
nehmen. In Wahrheit fand man sie in dem angegebenen
Buche. Kann man auch glauben daß Swedenborg zugegen
gewesen, als Herr von die Quittung empfing, was
ebenso der Aussage der Wittwe nach nicht der Fall war, so
ist es doch merkwürdig, daß er die Nummer der Seite wußte
und daß die Quittung noch darin läge, da sie doch leicht
ohne Swedenborgs Wissen herausgenommen seyn konnte."

„Allerdings ein auffallendes Ereigniß!“ sagte der Ca-
plan, „man erzählt überhaupt von Swedenborg Vieles, was
uns unglaublich erscheint und von seinen Zeitgenossen für
volle Wahrheit gehalten wurde. Ich für meine Person
glaube, daß Swedenborg sicherlich Niemand täuschen wollte,
und sich wohl von seiner Phantasie, von Traumbildern oder
irgend einer krankhaften Reizbarkeit täuschen ließ. Ich
glaube daß man das Ahnungsvermögen in einem hohen
Grad ausbilden kann, man gewöhnt sich Furcht an und
ab, man glaubt an Sagen, wenn man sie oft hört; ein-
gemale hat vielleicht Swedenborg richtig prophezeit oder

Träume gehabt, die erfüllt wurden und nun hielt er sich für ein Geweihten, für auserwählt zum Umgange mit Verstorbenen und fühlte sich glücklich in Hinnelung zu Uebernatürlichen."

"Dies läßt sich hören," sagte der Freiherr, "und doch, werther Freund, wenn Sie aufrichtig seyn wollen, so wäre es Ihnen vielleicht angenehm, wenn Jemand Sie davon überzeuge: daß Swedenborg wirklich mit Verstorbenen geredet und Kunde von der Geisterwelt gehabt hätte?"

"Ja, ich gestehe dies zu!" versetzte der Caplan, "warum sollte ich auch nicht zugeben, daß ich eine allgemeine Schwachheit habe, die: gern das ergründen zu wollen, was uns hienieden, ach und vielleicht immer ein Räthsel bleibt."

"Ihre Erzählung," sprach der Freiherr zu Franz, "erinnert mich an eine Begebenheit die sich vor mehr als hundert Jahren zugetragen hat und Allen die Zeuge davon waren, ein Räthsel geblieben ist. Ich will sie, wenn ich die alten Papiere finde, morgen Nacht mittheilen."

Sieben und sechzigste Nacht.

Den folgenden Abend versammelten sich Alle erwartungsvoll um den Freiherrn, welcher auch nicht lange mit seiner Mittheilung zögerte.

"Da habe ich," begann er, "unter alten Papieren vor Jahren Brief meines Urgroßvaters mütterlicher Seite ge-

funken, welche dieser an seine Gemahlin während seines Aufenthaltes am sächsischen Hofe schrieb, wo er einige Zeit als Gesandte lebte.“

Der Freiherr legte sich hierauf die Papiere zurecht und las :

Theuerste Caroline,

recht herzlich wünschte ich in diesen Tagen Ihre Anwesenheit in der Residenz des Königs von Polen und Churfürsten von Sachsen, denn Fest reiht sich an Fest und Sie würden Gelegenheit haben viel zu sehen und sowohl wegen Ihren Vorzügen als auch wegen meiner Stellung sehr flattirt werden.

Der Churprinz ist ein liebenswerther, prachtliebender Herr, welcher den Glanz fast noch mehr ästimirt als sein Herr Vater. Seine junge Frau Gemahlin ist eine fürtreffliche Dame, sie fängt an ihr blödes Wesen abzulegen und an den Festivitäten Gefallen zu finden, welche ihr Herr Schwiegervater zur Nachfeier ihrer Vermählung ersinnet und mit Pracht und Pomp ausführen läßt.

Gegenwärtig spricht man in der Residenz von einer auffallenden Erscheinung, die ich Ihnen theure Caroline der Sonderbarkeit wegen mittheile. Früher lebte am Hofe Sr. Majestät ein junger Graf den der König wegen seines fürtrefflichen Anstandes und wegen

seiner Wohlgestalt sehr schätzte. Auch die Damen waren dem Grafen gewogen und er hatte die Wahl unter den Reichsten und Vornehmsten. Er vermählte sich aus Herzensneigung mit einem jungen, schönen, armen Fräulein von guter Familie und führte seine junge Gemahlin gleich nach der Copulation auf seine Güter. Er hat sie überaus geliebet und sie ihn angebetet. Ein Jahr nach ihrer Vermählung erkrankte die junge Gräfin zum Tode. Kurz vor ihrem Verscheiden versprach sie dem trostlosen Gemahl, ihm stets am Jahrestage ihres Todes zu erscheinen, wo er immer auch seyn möge.

Nach ihrem Tode versank der Graf in die tiefste Traurigkeit, er ordnete ihr Begräbniß an, ließ sie in ihren Brautanzug kleiden und die Leiche mit allem Pomp zahlreich von Freunden und Verwandten begleitet, in sein Erbbegräbniß in die Residenz bringen.

Von einer zweiten Vermählung wollte er nichts hören; auch bei Hofe erschien er nicht. Als er sich nun auch bei der Vermählung des Churprinzen nicht unter den Glückwünschenden zeigte, erinnerte sich der König wieder seiner und ließ ihn rufen. Er unterhielt sich lange mit ihm, suchte ihn durch Tröstungen zu er-muthigen und befahl ihm, sich nicht ganz der Welt zu entziehen und bei dem nächsten Maskenballe zu erscheinen. Der Graf mußte gehorchen, obgleich der Tag wo der Maskenball stattfinden sollte, der Todestag seiner geliebten Gemahlin war.

Gestern fand der Maskenball Statt; der Graf er-

schien im schwarzen Domino, in sehr trauriger Stimmung. Sr. Majestät geruhten mich mit ihm bekannt zu machen. Ich nahm dies für einen Wink mich an den Grafen anzuschließen und ging mehrmals im Saale mit ihm auf und ab.

„Himmel, was seh' ich! Sie ist es!“ ruft der Graf auf einmal aus und deutet auf eine weibliche Maske die sehr prachtvoll, nach der Mode des vorigen Jahres gekleidet war, in ein rosa seidnes Gewand, mit silbernen Sternchen gestickt. An der Brust einen Strauß, das Antlitz mit dreifachem Schleier verhüllt. Er riß sich von mir los, und ging auf die Maske zu, sie winkte ihm mit der Hand und er verschwand mit ihr.

Ich fragte Einige nach dem Namen dieser Maske, sie kannten sie nicht; Verwandte des Grafen flüsterten schauernd einander zu: diese Maske trage das Sterbekleid der seligen Gemahlin des Grafen und habe ganz die Gestalt und den Anstand derselben.

Dieses Geflüster drang bis zu dem Ohre des Königs, und um zu erfahren wer die Maske sey, ließ er sogleich den Grafen rufen. Nach langem, vergeblichen Suchen fand man ihn in einem abgelegenen Zimmer ohnmächtig. Als er wieder in das Leben zurückgerufen war, sagte er mit matter Stimme, er sey der Maske gefolgt und habe sie gefragt: „Bist Du es Theresia?“ worauf sie erwiderte: „ja Friedrich ich bin es.“

Sie habe ihm zum Zeichen, daß sie es wirklich sey, den Trauring gezeigt. Er habe sie hierauf gebe-

ten ihm ihr Gesicht zu zeigen; nach langem Weigern habe sie die Schleier zurückgeschlagen. Statt des Antlitzes erblickte der Graf einen Totenkopf und sank ohnmächtig zu Boden.

Man schaffte den armen erkrankten Grafen sogleich nach Hause. Der König hat Befehl gegeben genau nachzuforschen, wer jene Maske gewesen sey. Es liegt ihm Alles daran den Grafen aufzuklären und zu beruhigen.

„Bis jezt habe ich noch nichts Näheres erfahren, sobald ich Kunde von dem Erfolge der Nachforschung habe, werde ich nicht ermangeln, Ihnen geliebte Gemahlin das Weitere mitzutheilen.“

Hier hielt der Freiherr inne, „auf Morgen!“ sprach er zu seinem gespannten Zuhörer und entfernte sich.

Niemand sagte ein Wort, Allen war unheimlich, Alma rief ihre Amme und noch eine Dienerin herbei und trat von diesen begleitet den Weg in ihr Gemach an.

Acht und sechzigste Nacht.

Heute brachte der Freiherr einen zweiten Brief seines Urgroßvaters mit aus seinem Zimmer, den er auch bald den aufmerksamen und gespannten Zuhörern vorlas. Er lautete:

Chuerste Carolina,

Um Ihnen, meine Vielgeliebte zu beweisen, daß es mir jeder Zeit ein großes Plaisir ist, Ihre Wünsche zu erfüllen, setze ich mich gleich nach Empfang Ihrer werthen Schreibens hin um Ihnen das Weitere zu berichten, was ich bis jetzt von der Erscheinung auf dem Maskenballe erfahren habe.

Den Tag nach dem Maskenballe ließen sich Sr. Majestät sogleich die Liste aller auf dem Balle zugegen Gewesenen vorlegen. Sie bestand natürlich nur aus coursfähigen Personen, die übrigens nur nach Abgebung einer Einlaßkarte, Eintritt in den Saal erhielten. Unter diesen Damen war nicht eine, die an Wuchs der verstorbenen Gräfin ähnlich gefunden wurde, auch keine welcher ein, gelind ausgedrückt, unüberlegter Scherz, zuzutrauen gewesen wäre. Zu allen wurden gesandt, jede mußte genau ihre Maske angeben, und eine Menge Personen wurden befragt, ob diese Aussagen zuträfen, da jeder sich doch des Anzuges seiner genauern Bekannten erinnern konnte.

Nicht eine einzige Dame war auf dem Balle gewesen die sich nicht hätte als ganz anders gekleidet ausweisen können. Alle Kutscher wurden verhört, keiner wollte sie gefahren haben, keiner der untergeordneten Hofbedienten hatte die Dame eintreten und fortgehen sehen. Erst spät Abends meldeten sich ein Paar alten Chaisenträger, sie erzählten daß sie mit

einer Chaise auf eine junge Baronesse gewartet, die sie auch hingetragen hätten. Statt der Baronesse sey um Mitternacht eine andre Maske in einem rosafarbenen mit silbernen Sternchen gestickten Kleide gekommen, ihr Antlitz habe sie nicht sehen können, denn es sey in dreifache Schleier gehüllt gewesen.

Sie habe ihnen geboten sie nach Hause zu bringen und weil es noch nicht so spät an der Zeit gewesen wäre, als sie geglaubt, so hätten sie ihr gewillfahrt. Sie hätten sie nach ihrer Weisung durch viele Straßen tragen und endlich vor dem Gottesacker der zur Johannisikirche gehörig sie niederlegen müssen. Dort habe sie jedem ein altes Goldstück in die Hand gedrückt und sey auf dem Gottesacker in einer Gruft verschwunden. Die Beschreibung welche sie von der Lage der Gruft gaben, ließ es außer Zweifel, daß sie im Erbbegräbniß des Grafen verschwunden sey.

Den folgenden Tag wurde der Sarg der verstorbenen Gräfin geöffnet, da lag die Leiche im rosenfarbenen mit Silbersternchen gestickten Kleide das Antlitz in dreifache Schleier gehüllt. Der Trauring fehlte. Der Graf, seine Verwandten und seine Dienerschaft war bereit den heiligsten Eid abzulegen: daß die Gräfin den Trauring mit in das Grab genommen habe, der Graf versicherte den Ring in der Nacht von der Maske erhalten zu haben.

Er ist überzeugt: daß ihm seine Gemahlin erschie-

nen sey, „es war,“ hat er mehrmals gesagt, „dieselbe süße Stimme, die mich sonst so liebevoll rief.“

Die ganze Stadt zerbricht sich den Kopf über diese räthselhafte Erscheinung. Der Graf ist dem Tode nahe.“

Der Freiherr hielt eine Minute inne und sprach dann: „in spätern Briefen meines Urgroßvaters ist dieser Erscheinung nicht mehr gedacht. Als ich vor mehreren Jahren in Dresden war, erinnerte ich mich ihrer und erkundigte mich bei mehreren Personen, die sich um die Sagen der Vorzeit kümmern, nach der Auflösung dieses Räthsels. Sie wußten nichts davon, endlich lernte ich ein steinaltes Fräulein kennen, welche von ihrer Großmutter diese Begebenheit hatte erzählen hören, als sie selbst noch ein zartes Kind war, sie wußte auch nicht mehr als diese Briefe sagen.“

„Ich kann es nicht glauben, daß es wirklich die Verstorbene war, welche dem Grafen erschien,“ bemerkte Franz, „ihre Erscheinung ist für mich zu körperlicher Art, ein Geist hat doch nicht nöthig sich nach seiner Ruhestätte tragen zu lassen? Wer weiß welche listige Person den Grafen täuschen wollte, um ihn zu irgend einem Zwecke zu benutzen.“

„Sollte aber ein Mensch so unüberlegt fern und dem unvorbereiteten Grafen statt des Antlitzes einen Totenkopf zu zeigen? Ein Mensch, der schlau genug ist den Grafen übrigens so geschickt zu täuschen, bedenkt doch wohl, daß ein so gräßlicher, grauenhafter Anblick, den Gemahl zum Tode erschrecken mußte, und was für einen Zweck kann ein

wahnsinnig gewordener oder todtkranker Mann erfüllen?" sprach Alma.

„Kann nicht vielleicht ein Agnat des Grafen diese Komödie veranstaltet haben?" meinte der Caplan, „denn die Verwandten —"

„Ja die Verwandten!" knirschte der Freiherr — und sich aufrichtend rief er immer lauter: „die Verwandten können einander ermorden, oder zu Mördern machen, die Dheime und Basen, das ist das entsetzliche Gezücht! Gott bewahre jedem Menschen dafür, es giebt keine ärgern Feinde!" Sein Auge rollte wild, seine Sinne fingen an sich zu verwirren und mit einem Angstschrei sank er jetzt erschöpft zu Boden.

Der Caplan und Franz trugen den Bewußtlosen nach seinem Zimmer, während der Maler sich bemühte die weinenden Frauen einigermaßen zu beruhigen.

Willmann der Hausarzt des Grafen hatte auf einige Zeit das Schloß verlassen um seine Aeltern in Osterreich zu besuchen und zwei Monate bei ihnen zu verweilen. Er hatte dem Caplan welcher in der Arzneikunde nicht unbewandert war, den Freiherrn anvertraut und ihm so weit es möglich war, mit Instructionen für vorkommende Fälle versehen. Der Caplan hielt Ruhe für das Beste, er bat Franz sich in das Nebenzimmer zurückzuziehen, rief Alma, deren Nähe immer wohlthätig auf den Freiherrn wirkte, herbei und nöthigte den mehr geistig als körperlich Kranken, niederschlagendes Pulver ein.

Bis zum Morgen lag der Freiherr in einem unruhigen

Schlummer während dem er mehrmals die Namen Helena und Ferdinand rief.

Als er früh erwachte und Alma sah, legte er segnend seine Hand auf ihr Haupt. Der Caplan fand, daß ein bedeutendes Fieber im Anzuge sey und sandte in der Stille einen reitenden Boten in die nächste Stadt nach einem Arzte ab. Die Entfernung des Hausarztes bekümmerte ihn und im Verein mit Franz und dem Maler bot er Alles auf der Freifrau und Alma die wachsende Gefahr welche dem Freiherrn drohte, zu verbergen.

Der ausgesandte Diener kam mit der Nachricht zurück: daß der einzige Arzt des nächsten Städtchens selbst krank darnieder läge. Der Caplan sann nach, wie er diese Kunde den Damen vortragen solle, da bewährte sich auf's Neue das alte Sprichwort: wenn die Noth am größten ist, ist die Hülfe am nächsten, denn eben rollte der Wagen des Hausarztes in den Schloßhof.

Neun und sechzigste Nacht.

Der Caplan, Franz und der Maler saßen in dem an das Schlafgemach des Freiherrn anstoßendem Zimmer, Wilmann der Arzt kam von dem Kranken und sprach leise: „Gott Lob, er schläft! sein Puls geht ruhiger, die Baronin und Fräulein Alma haben sich auf meine dringenden Bitten entfernt, um selbst ein wenig zu ruhen, nur Christian der alte Castellan ist bei ihm und ruft mich sogleich zu

dem Kranken, wenn ich nöthig werde; daß ich nicht einschlafe, dafür sorgt ihre Gegenwart meine Herren und ich bitte Sie, wenigstens diese Nacht hier zu bleiben, denn geräth der Freiherr noch einmal in solche Wuth wie vergangenen Nachmittag, so sind starke Männer nöthig, um ihn zu halten und seine Reden sind oft so, daß es nicht gut ist, wenn Diener sie hören."

"Auf unsre Diskretion ist zu zählen," sagten Franz und der Maler zu gleicher Zeit, „auch auf unsre Theilnahme und unsern Beistand."

"Gut ist es," fuhr der Arzt fort, „daß der Kranke seit einiger Zeit wieder Theil am Leben und an der Gesellschaft nimmt und wir können dem Himmel nicht genug danken, daß er Sie meine Herren hierhergeführt."

"Ja es ist ein Glück," sprach der Caplan, „Herr von Runsitten fing an seine Menschenscheu abzulegen, er schätzt unsern Baron Franz, interessirt sich für des Malers Arbeiten und hatte eine wahrhaft väterliche Neigung zu dem entfernten Baron Eduard, dessen Nähe ich heute schon mehr als einmal sehnlich gewünscht habe."

"Ich freue mich sehr, daß Herr von Runsitten sich wieder mit literarischen Arbeiten beschäftigt hat. Einige Arbeiten aus seiner Jugendzeit, die mir bekannt worden sind, geben ihn meines Erachtens Anspruch auf den Titel: Dichter. Jahre lang rührte er keine Feder an, als um Rechnungen, Contrakte u. dgl. zu unterschreiben. Heute erfuhr ich vom Kammerdiener, daß der Baron oft stundenlang schreibe und auf seinem Schreibtische sah ich mehrere

Blätter, auf die ich, als Arzt mich dazu berechtigt haltend, einige Blicke warf. Es waren Märchen und Sagen."

"Wir haben ihm abwechselnd alle Tage von Abends 9 Uhr bis gegen Mitternacht damit unterhalten," sagte der Caplan, „den Anfang machten die beiden lieben Gäste Baron Franz und Eduard und als wir den günstigen Erfolg sahen, fuhren wir Alle damit fort."

Der Arzt lobte dieses Verfahren und der Caplan sprach: „nun aber werther Freund erlauben Sie mir zu fragen, was führt Sie vierzehn Tage früher als wir glaubten in das Schloß Runsitten? Fühlten Sie sich in dem herrlichen Wien bei theuern Aeltern nicht mehr so heimisch und glücklich als sonst?"

"Wohl heimisch und glücklich!" versetzte mit einem Seufzer Willmann, „was mich entfernte, Freund! lachen Sie mich nicht aus, eine Sage!"

Die drei Männer sahen den Arzt verwundrungsvoll an, und dieser begann nach einer Pause: „ich habe keinen Grund zu verschweigen, was mich aus Wien trieb, es ist mir sogar Bedürfniß mich gegen vernünftige Männer auszusprechen. Also hören Sie erst die Sage und dann, warum sie auf mich wirkte."

Die erborgten Haare.

Vor ungefähr hundert und dreißig Jahren lebte zu Straßburg eine arme Wittwe, welche sich mit Spinn-

nen und Nähen kümmerlich aber ehrlich ernährte. Sie hatte drei Töchter, welche ihr beistehen mußten und dies auch gern und willig thaten, denn sie waren fleißig und fromm von Natur. Die älteste, Bertha, war die schönste Blondine, die man sich denken kann. Agnes, die zweite mit dem rufbraunen Haar und den Rehagen ein allerliebstes Kind; von wahrhaft königlicher Schönheit aber war Gertrude die jüngste. Ihr edles Antlitz war lilienweiß und nur sanft geröthet; ihr Wuchs hoch und üppig; ihr Anstand stolz und edel; am bewundernswürdigsten aber war ihr langes, rabenschwarzes, wie Atlas glänzendes Haar, welches sich in reichen Flechten um ihr Haupt schlang.

Ihre Mutter, Frau Waldstrom pflegte oft zu sich zu sagen: „Schönheit ist für eine arme, vater- und bruderlose Jungfrau eine gefährliche Gabe!“ Sie hielt deshalb ihre Töchter immer verborgen, besorgte alle Einkäufe selbst und ließ sie nie ohne ihre Begleitung und ohne dicke Schleier ausgehen.

Bertha und Agnes wußten kaum daß sie hübsch waren, Gertrude aber war stolz auf ihre Schönheit und trat auf wie eine Königin, wenn sie an der Mutter Seite spazieren ging. Sie bedauerte nichts mehr als: daß sie so einsam und ungesehen leben mußte und verwünschte nichts mehr als den dichten Schleier, in welchen die Mutter sie einhüllte.

Hörte sie dann und wann eine Jungfrau als die Krone der Feste preisen, so lächelte sie bitter und ver-

nahm sie, wie irgend ein Mädchen ihr Glück der Schönheit verdanke, so blickte sie voll Uebermuth in den Spiegel. Sie verlangte von ihrer Mutter mehr Freiheit und Vergnügen, aber diese blieb fest auf ihrem Sinne und Gertrude weinte oft vor Verdruss daß ihre Schönheit unbewundert blühen sollte; an das Verblühen dachte sie in ihrem Uebermuth nicht. So einsam nun auch die Jungfrauen lebten, so warben doch jetzt zwei junge Männer um Bertha und um Gertrude; ehrbar bei der Mutter hielten sie um die Töchter an, wie es redlichen Freiern ziemt.“

Der Arzt wurde jetzt zu dem Freiherrn gerufen und kehrte diese Nacht nicht mehr zurück.

Siebzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

Die folgende Nacht, als sich die vier Männer wieder in dem Zimmer versammelt hatten, um im Nothfalle zur Hand zu seyn, denn noch lag der Freiherr im Fieber, nahm der Arzt von den Uebrigen aufgefordert, das Wort:

Die beiden Werber der Jungfrauen waren Söhne wohlhabender Kaufherren, junge, hübsche und rechtliche

Männer, welche schon Theil an den Handlungen ihrer Väter hatten.

Frau Waldstrom war sehr erfreut; so hübsche und dabei so angesehene, wohlhabende Freier hatte sie für ihre armen Töchter nicht gehofft, doch wollte sie ihre Töchter nicht zwingen und besprach sich mit ihnen. Bertha gestand erröthend, daß sie den jungen Neumann oft in der Kirche gesehn, wegen seines rechtlichen Wandels und hübschen Aussehens im Stillen lieb gewonnen habe und gern seine Hausfrau werden wolle. Gertrude kannte ihren Freier nicht, sie wünschte nur der mütterlichen Aufsicht zu entkommen und sagte leichtsinnig: „Ja.“

Im Stillen sann sie darauf, wie sie es anzufangen habe, um im Hause ihrer zukünftigen Schwiegerältern zu herrschen und sich volle Freiheit zu verschaffen. Den Bräutigam meinte sie, vermöge ihrer Schönheit leicht am Gängelbände nach Gefallen zu leiten. Sie war schlau genug, sich vor der Vermählung still und duldsam zu stellen, auch stimmte es ganz mit ihren Wünschen überein, daß ihre Mutter wegen der großen Jugend ihrer Töchter die Hochzeiten um einige Monate hinauschoß. lebte doch Gertrude nicht mehr so eingezogen und erfreute sich an der Seite ihres Bräutigams mancher Lustbarkeit.

Frau Waldstrom erlebte die Hochzeit ihrer Töchter nicht; sie erkrankte und fühlte das Herannahen des Todes. In ihrer letzten Lebensstunde fügte sie noch ein-

mal die Hände der verlobten Paare in einander, segnete sie und starb,

Die Töchter beweinten die geliebte Mutter aufrichtig, auch die kaltherzige Gertrude war gerührt und zum erstenmal gegen ihren Bräutigam von Herzen freundlich, denn sie wußte es jetzt zu schätzen, daß sie Arme, Verlassene an ihm einen Schutz fand.

Acht Wochen waren nach der Mutter Tode verstrichen, die drei Jungfrauen saßen zusammen im Zwielicht im eifrigen Gespräch, da hörten sie Männertritte auf der Treppe und bald darauf pochte es heftig an die Thüre. Auf ihren Ruf erschien ein großer, altlicher Mann mit brennend schwarzen Augen, er fragte, ob hier die Jungfern Waldstrom wohnten und als die Mädchen dies bejahten, gab er sich ihnen als der Bruder ihres Vaters, Ohm Erich, zu erkennen.

Oft hatten die Jungfrauen ihren Vater von dem Ohme erzählen hören, welcher als junger Bursche nach Ostindien gesegelt war, und jetzt stand der Todtgeglaubte vor ihnen.

„Nun, meine lieben Muhmen, bin ich Euch aber auch willkommen?“ fragte Erich. „Wie ich in meiner Herberge vernahm, ist Eure Mutter todt und Ihr beiden, Bertha und Gertrude, seyd mit stattlichen Kaufherren verlobt, vielleicht schämen die sich eines armen Betters und Ihr haltet es für besser, mich ganz zu verleugnen. Seyd flug, Kinderchen, und thut dies.“

„O wie könnten wir Euch, unsers Vaters Bruder.“

verleugnen, weil Ihr arm seid!“ riefen herzlich Bertha und Agnes und liebkoseten den alten Mann.

Gertrude reichte ihm die Hand und sprach stolz und mit blizenden Augen, „ich will es meinem Verlobten nicht gerathen haben, einen meiner Verwandten scheel anzusehen und will er mich haben, so muß er auch Euch aufnehmen.“

Der Ohm war innigst erfreut über die Gesinnungen seiner Nuhmen. Er sprach noch ein Stündchen mit ihnen und nahm dann Abschied, nachdem er ihnen das Versprechen gegeben hatte, den folgenden Tag wieder zu kommen.“

„Um Gotteswillen, Doktor, kommen Sie schnell!“ rief die eintretende Freifrau.

Willmann folgte ihr, er fand den Kranken in einem bedenklichen Zustande und verließ ihn diese Nacht nicht mehr.

Ein und siebzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

Die Krisis war überstanden, der Freiherr befand sich außer Gefahr, er schlief viel und war während seinem Wa-

chen matt und still, aber freundlicher, als er sonst in Krankheiten zu seyn pflegte. Die befreundeten Männer hatten sich wieder versammelt, heitrer als den vergangenen Abend und Willmann fuhr in seiner Erzählung fort:

Den andern Tag erschien der Oheim Erich, aber diesmal in gar stattlicher Tracht. Ihm folgten schwer beladene Träger mit Kisten und Paketen, welche sie im Gemache der Jungfrauen hinlegten. Als sich die Leute entfernt hatten, sagte Erich: „Da Ihr so freundlich gegen mich seyd, so wäre es unrecht, wenn ich nicht auch Eurer freundlich gedächte, ich habe allerlei merkwürdige Dinge mit aus der neuen Welt gebracht und sind sie auch nicht werthvoll, so besitzt doch in ganz Straßburg kein Mensch dergleichen. Die Jungfrauen blickten ihn mit großen Augen an, aber sie wurden noch größer, als statt der angekündigten indianischen Produkte schöne schwere Seidenstoffe, goldene Spangen, achte Spitzen und feine Linnen zum Vorschein kamen. Ohm Erich ergötzte sich an ihrer Verwunderung und sprach lachend: „nun theilt Euch in diese Sachen und theilt Euch auch in dieses da.“ Bei diesen Worten schüttete er einen Sack voll Goldstücke auf die Dielen im Gemache.

Die Jungfrauen sahen nun wohl, daß der Ohm sie gestern nur auf die Probe gestellt habe; sie theilten sich in die reichen Gaben und dankten ihm tausendmal. Bertha rief fröhlich aus: „nun komm ich doch

nicht so arm, als ich dachte, in meines Verlobten Haus," Gertrude schwieg und lächelte still vor sich hin, sie wußte warum.

Das Gerücht von der Ankunft des reichen Erichs und von den Geschenken, welche er den Jungfern Waldstrom mitgebracht hatte, verbreitete sich in ganz Augsburg. Herr Erich hatte ein großes, Pallast ähnliches Haus gekauft, welches er prächtig einrichten ließ, um es mit seinen Nichten, die er öffentlich für seine Erbinnen erklärte, zu beziehen.

Neumann, Bertha's Verlobter kam sehr niedergeschlagen zu seiner Braut und sagte: „nun bist Du reich geworden, Alles was ich Dir geben wollte, besitzt Du nun schon besser und schöner, Du kannst nun bei Deinem Oheime herrlich und in Freuden leben und verschmähst vielleicht nun mein bescheidenes Dach.“

Bertha erwiderte eifrig: „fränke mich nicht durch solche Reden, ich würde, selbst wenn ich Dich nicht so liebte, wie ich Dich liebe, immer denken: er hat mich erwählet, als ich arm war, er wollte seine Wohlhabenheit mit mir theilen, könnte ich mich meines Reichthums ohne ihn freuen?“

Du resnell, Gertrude's Verlobter, faßte die Hand seiner Geliebten und sprach: „Gertrude, ich zweifelte nicht an Dir.“

Sie sah ihn seltsam lächelnd an.

Neumann und Bertha waren das Bild der reinsten,

aufrichtigsten Liebe, Gertruden's und Duresnell's Verhältniß glich dem Aprilwetter.

Sie zeigte sich launisch: bald abstoßend und spröde, bald stolz, dann wieder sanft und zärtlich. Der arglose, gutmüthige Duresnell litt unbeschreiblich dabei. Am meisten peinigte sie ihn mit der Eifersucht, die, bei dem festen Glauben, daß ihr Niemand an Schönheit gleiche, doch nur erheuchelt seyn konnte. Sie bemühte sich, Duresnell's harmloses Wohlwollen gegen ihre Schwester Agnes, absichtlich im falschen Lichte zu sehen, sie beklagte sich gegen den Oheim darüber und brachte es dahin, daß dieser dem jungen Duresnell einen großen Theil seines Vertrauens entzog.

So vergingen mehrere Monate, die Trauer um die Mutter sollte bald abgelegt und die Hochzeit der beiden Schwestern vollzogen werden, da trat eines Tages Gertrude hoch und stolz, wie eine Königin, zwischen Duresnell und Agnes, die harmlos mit einander am Fenster standen, und sprach: „ich weiß es, daß Ihr Euch heimlich liebt, ich weiß, daß Duresnell nur durch Schaam und Achtung gegen mich abgehalten wird, das Versprechen, was er mir gab, zurückzunehmen. Agnes liebt Dich, mache sie glücklich, ich will Euern Bund nicht trennen.“

Nach diesen Worten entfernte sie sich schnell. Erstarrt sahen Duresnell und Agnes ihr nach.

„Was fällt Gertruden ein!“ stammelte endlich Du-

reßnell, und Ihr, Agnes — so sagt sie — solltet“ — er verschwieg, was er dachte.

Agnes erglühte: „eine Einbildung, eine Grille von ihr,“ flüsterte sie.

Dureßnell ging in das Nebenzimmer zu Gertruden, sie und der Ohm empfingen ihn glückwünschend und Bertha flüsterte ihm zu: „wohl Euch, daß Ihr früh genug das Weib erwählet habt, welches zu Euch paßt und Euch aufrichtig liebt!“

Dureßnell führte Gertrude an das Fenster und beschwor sie: ihn keiner Untreue fähig zu halten. „Bemüht Euch nicht, Ihr müht Euch vergebens,“ antwortete sie kalt und ließ ihn stehn.

Nun ward es dem armen Dureßnell klar, was Gertruden's Absicht schon lange gewesen: sich von ihm zu trennen. Er überdachte Bertha's wohlgemeinte Worte, sah täglich Agnesen's Liebenswürdigkeit und erfüllte mit freiem Herzen Gertruden's Wunsch, er vermählte sich mit Agnes und hat es nie bereut.

Jetzt lebte Gertrude mit dem Ohm allein, den sie auf die feinste Weise ganz beherrschte, ihre Schwestern, die sich im stillen, häuslichen Familienleben glücklich fühlten, besuchten sie selten, desto öfterer die Vornehmsten der Stadt. Sie veranlaßte den Ohm Feste zu veranstalten, zu denen die Angesehensten geladen wurden und lebte umringt von Glanz und Bewunderern nach ihren Wünschen.

Natürlich fanden sich viele Jünglinge, die um die

Hand der reichen, schönen Gertrude warben, aber mit kaltem Herzen spottete sie dieser Werbungen, verhöhnte die Liebe und schwur: ihre Freiheit nur um den höchsten Preis zu opfern, nur der Schönste, Ausgezeichnetste sollte ihre Hand erhalten, und bis jetzt hatte sie noch Keinen gefunden, der ihr ihrer würdig dünkte.

Willmann hielt inne, Wehmuth ergriff ihn und mit bewegter Stimme sprach er: „morgen will ich meine Erzählung weiter fortsetzen.“

Zwei und siebzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

Die folgende Nacht fuhr Willmann fort:

Der Ohm war nicht wenig erfreut über die vielen vortheilhaften Anträge, welche seine Nichte erhielt, sie war sein Stolz, und sein größtes Vergnügen bestand darin, alle ihre Wünsche zu erfüllen. Dennoch fing er jetzt bisweilen an, unwillig über Gertruden's Wählbarkeit zu werden, besonders tadelte er es: daß sie anfangs Männer anzog, um sie dann mit Spott und Hohn abzuweisen, wenn sie, von ihr aufgemuntert, es wagten, um ihre Hand zu werben.

Schilderte der Odm Gertruden das Glück, welches ihre Schwestern im Kreise ihrer Kinder empfänden, so erwiderte sie lachend: „ein schönes Glück! Mit hohlen, bleichen Wangen die Kinderwärterinnen zu seyn. Soll ich etwa auch, wie Bertha, die im ersten Wochenbette ihr reiches blondes Haar verlor, mein glänzend schwarzes, allgemein bewundertes Haar verlieren? Gott behüte mich vor dem Joche der Ehe und allen Unannehmlichkeiten, die mich in diesem Stande treffen könnten!“

Dies wiederholte sie dem Odm Erich täglich, sprach verächtlich über das Glück und die Pflichten der Mutter und Gattin, bis der Odm dieser Reden müde, gar nicht mehr darüber mit ihr sprach.

Einige Jahre verstrichen wieder, die schöne Gertrude stand dem Wendepunkte des weiblichen Lebens, dem dreißigsten Jahre nah. Sie entdeckte, wenn sie sich genau im Spiegel besah, dann und wann ein Fältchen, sie hörte von sich bisweilen sagen, daß sie bei allem Reichtume, bei aller Schönheit doch eine alte Jungfrau sey und dachte jetzt zum Erstenmal ernstlich daran, sich zu vermählen.

Aber abgeschreckt durch ihr spöttisches, sprödes Wesen, wagte es Keiner mehr, sich ihr zu nähern und Gertrude sah sich jetzt ziemlich verlassen; die Frauen hatten sie nie geliebt, Männer scheuchte ihr Spott zurück und die Feste, welche sonst ihre Zimmer mit angesehenen Personen gefüllt, hatten aufgehört, denn Odm

Erich, der jetzt alt und oft wunderlich war, hatte sich dies bunte Treiben strenge verboten.

Um ihre jetzt unfreiwillige Ehelosigkeit in einem romantischen Lichte darzustellen, erklärte sie öffentlich, daß sie ein Gelübde abgelegt habe, nur dem Manne die Hand zu geben, der eben so schönes, [schwarzes Haar als sie habe.

Nun trugen zu jener Zeit die Männer langes an den Spitzen gelocktes Haar und Gertruden's Ausspruch konnte also eher erfüllt werden, wie in unsrer Zeit.

Diese Rede Gertruden's kam auch einem jungen, aber armen Manne, Namens Reinhold zu Ohren. Er hatte schon längst in der Stille die schöne Gertrude geliebt, aber es nicht gewagt, sich um sie zu bewerben. Er suchte nun Zutritt im Hause ihres Vhms und seine Schönheit zog Gertruden eben so an, wie seine Kenntnisse und Bescheidenheit dem Dheime gefielen.

Herr Erich liebte den jungen Mann bald wie seinen Sohn, er sprach oft den Wunsch aus: ihn mit Gertruden verbunden zu sehen und nach kurzem Bedenken gab ihm die stolze Schöne das Jawort. Der Vhm war sehr zufrieden mit Gertruden, Reinhold au dem Gipfel des Glückes, die Braut sehr zärtlich gegen den schönen Mann. Sie freute sich, wenn sie an seiner Seite ging und die Leute sagen hörte: „ach welch' ein schönes Paar.“

Der zur Vermählung bestimmte Tag war nicht mehr fern, Gertrude harrte nur noch auf den Braut-

schmuck, denn da Reinhold keinen Titel besaß, wollte sie durch unerhörten Glanz Neid erregen.

Einige Tage vor der Vermählung traf ein Graf von Beust in Straßburg ein. Er sah Gertruden, ihre noch immer blendende Schönheit zog ihn an, ihr Geist fesselte ihn, auch dachte er wohl, daß ihr Reichthum keine zu verachtende Mitgabe sey, ohne an Reinhold's Ansprüche zu denken, warb er um ihre Hand. Gertrude, welche nichts höher achtete, als Schönheit, Reichthum und Rang, vergaß Reinhold's Liebe, ihr Versprechen, sie dachte nur an das Glück: Gräfin zu werden und verlobte sich heimlich mit dem Grafen.

Mit wenig kalten Worten theilte sie dies Reinholden mit, welcher wie niedergeschmettert vor ihr stand und kein Wort erwiderte.

Noch einen Blick voll Schmerz und Vorwurf heftete er auf sie und verschwand.

Den andern Tag sah sie ihn an ihrem Hause vorübergehen mit kurz verschnittenem Haar. Sie erschraf einen Augenblick, denn Reinhold hatte ihr einst mitgetheilt: daß er, sobald er sein Haar abschneide, nicht mehr lange leben würde, aber bald zerstreute sie sich wieder und malte sich ihre Zukunft auf das Reizendste aus.

„Genug“ — fuhr Willmann fort und wie es schien ungewöhnlich bewegt — „gegen den Willen ihres Oheims verlobte sie sich öffentlich mit dem Grafen und veranstaltete Alles zu einer glänzenden Hochzeitfeier.

Zwei Tage vor dem zu ihrer Trauung anberaumten

Karl Reinhold, Gertrude erfuhr es unvorbereitet; ihr Gewissen erwachte, sie versiel in ein hitziges Fieber und war dem Tode nahe.

Drei und siebenzigste Nacht.

(Schluß der vorigen Sage)

„Heute werde ich hoffentlich ungestört meine Geschichte zu Ende erzählen können,“ hob Willmann an, als die vier Männer wieder beisammen saßen; „der Freiherr ist heute viel wohler und ich hoffe daß wir Alle ihm Morgen werden Gesellschaft leisten können.“

„Wir hören!“ rief der Maler, dem schon ein Bild vor-
schwebte und der Arzt begann:

Als Gertrude nach langer Krankheit zum Erstenmale vor den Spiegel trat, erschrak sie vor ihrem bleichen, abgekehrten Antlitz und — neuer Schreck! ihrs langen, schönen Haare waren größtentheils ein Raub der Krankheit geworden.

Toilettenkünste mußten ersetzen, was die Natur ihr geraubt. In erborgter Röthe blühten ihre Wangen, aber ihr Haar konnte nicht ersetzt werden, es war zu selten.

Heimlich bot sie große Summen für Haarflechten

die den ihrigen glichen und endlich kam eine alte Magd und überließ ihr für mehrere Goldstücke zwei glänzend schwarze Haarflechten. Gertrude kannte die Alte nur zu gut, es war Katharina, Reinholds gewesene Magd.

Gertrude nahm leichtsinnig die Flechten und verwahrte sie in ihrem Puchtsch.

Der Trauungstag brach an, schon früh verließ Gertrude ihr Lager, um ungesehen ohne Hülfe einer Dienerin ihre erste Toilette zu machen.

Schon waren die Wangen geröthet, eben hatte sie ihr Haar aufgesteckt und ergriff nun eine der Haarflechten welche sie von der Alten gekauft, sie auf ihrem Haupte zu befestigen, da erschien neben ihrem Antlitze im Spiegel, das geisterhafte Gesicht des verstorbenen Reinhold, eine kalte Todtenhand ergriff die ihre und Reinholds Stimme flüsterte ihr zu: „nun bist du mein, Meineidige!“

Als nach einer Stunde ihre Dienerin kam um sie zu wecken, fand sie die Braut todt auf der Diele liegen mit verzerrtem Antlitze und blauen Lippen.

Dem Ohme ahnte was geschehen und er verwendete den größten Theil seines Vermögens zu Seelenmessen für die Unglückliche!“

Nach einer Pause sprach Willmann — „Sie werden fragen, wie konnte diese Sage Sie von Wien entfernen?“

„Wissen Sie denn: ich machte schon als Kind mir immer ein Bild von den Personen, von welchen ich erzählen

hörte und so schwebte mir auch von Gertruden ein Bild vor, ich sah sie lange Zeit immer vor mir stehen."

"In Wien lernte ich ein schönes Mädchen kennen, es trug den Namen Gertrude, ich hörte vieles von ihr, was mit dem Charakter jener Gertrude übereinstimmte, auch sie spottete der Liebe, der Ehe — und doch ging ein Zauber von ihr aus, ach ein Zauber!"

"Ich mußte sie lieben, mein nennen oder fliehen — ich wählte das Beste."

"Sie ist gegenwärtig Braut, zum drittenmale Braut, vielleicht höre ich in Zukunft wieder etwas von ihr."

Bewegt entfernte sich Willmann und Niemand folgte ihm.

Vier und siebenzigste Nacht.

Der Freiherr befand sich den nächsten Tag merklich wohl, er sehnte sich wieder nach Unterhaltung, und die Seinen, so wie die übrigen Bewohner des Schlosses, versammelten sich wieder um ihn her in seinem Zimmer.

Franz hatte Bücher aus der nahen Stadt erhalten unter diesen auch ein Märchenbuch und weil der Freiherr vorzugsweise Märchen und Sagen liebte, las er vor:

Das erste Märchen von Rübezahl.

Der alte Berggeist, dem zu Anfang, als Gott der

Herr die Welt schuf, die Herrschaft über das Riesengebirge ertheilt worden, begann zu fühlen: daß seine Zeit verronnen und seine Stunde gekommen war, zu scheiden aus seinem Reiche, denn ihr müßet wissen: Gott der Herr allein in seiner unbegrenzten Herrlichkeit ist ewig unwandelbar! alle andere Geister sind dem Wechsel unterworfen, die Menschen nennen einen solchen Wechsel Tod.

Der alte Geist rief seinen Sohn herbei und sprach zu ihm: „ich scheide jetzt von Dir und dem was ich begonnen — auf des Herrn Geheiß — führ es wacker fort wie ich Dir's lehrte, und zeige Dich würdig zu herrschen über die Gnomenschaar.“

Der Sohn reichte dem Vater die Hand und sprach: „Ich will's.“

„Und wahre Dich für die Menschen,“ fuhr der Alte fort — „ich weiß, Du trägst Verlangen, Gemeinschaft mit ihnen zu machen, aber sie sind falsch wie die Schlange, die ihre Aelter-Mutter verführte, und werden mit Betrug dich lohnen, wo Du mit Liebe ihnen nahst. — Meide sie!“ — Noch einmal umarmte er seinen Sohn, winkte der trauernden Gnomenschaar zum Abschied und entschwand aus ihrer Mitte — Keiner hat ihn je wieder gesehen.

Der Sohn trauerte recht aufrichtig um seinen Vater, da aber alles Trauern am Ende doch zu nichts half, so gab er sich nach und nach zufrieden, arbeitete wacker mit den Gnomen, die glänzenden Metalle zu

bilden und das unterirdische Feuer so wie das Wasser zu leiten und zu bändigen, denn das ist die Bestimmung aller Erdgeister.

Lange hatte er die Lehre seines Vaters treu befolgt, zu bleiben in seinem Reiche unter seinen Unterthanen und die Oberwelt zu meiden. Endlich aber erwachte die alte Lust mit doppelter Stärke in ihm, und er konnte dem Verlangen, die lichte Welt zu besuchen, nicht länger widerstehen.

„Ich muß hinauf! — hinauf!“ also sprach er zu seinem Vertrauten. — „Sorge und schaffe Du indessen für mich — bald wohl kehre ich wieder.“

Und in weniger als einer Minute stand er auf der Spitze der Riesenkoppe und schaute hinab in das lichte bunte Menschenleben. Beim ersten Anblick der Sonne wäre er fast erblindet, denn es war das erste mal, daß er sie sah, bald jedoch gewöhnte er sich dran, und mit des Adlers Auge um die Wette sog das seine ihre vollste Strahlenfluth ein.

Endlich stieg er, dem menschlichen Auge unsichtbar, herab von seiner einsamen Höhe, jenes Geschlecht zu beobachten, welches, wie sein Vater ihm gesagt hatte, selbst mächtigeren Geistern gefährlich seyn sollte.

In einem reizenden Thale am Fuße des Berges, machte er Halt, denn das Plätzchen war gar zu traumlich — es war eben Frühling, die Weilchen dufteten, lustiges Käsergesindel snurrte und schummte, die Bäume und Büsche flüsterten einander Grüße hinüber und her-

über. Dazu träumerisches Quellengeriesel und süßes Schauern der Morgenluft — der Geist seufzte tief — tief, als fehle ihm gewaltig viel — und dennoch hatte er sich nie so selig gefühlt.

Da rauschten plötzlich auf einer Seite die Büsche stärker und sie bogen sich und theilten sich und hervor trat ein Mädchen, so schön und wunderhold, daß der Geist erst nicht wußte, ob er sie für ein sterbliches Erdenkind, oder für einen Engel halten sollte. Es war das schöne Mädchen aber niemand anders als Livia, die Tochter des Fürsten Barsanuph, welcher dazumal in einem Theil Schlesiens regierte und der mächtigste Monarch zehn Meilen im Umkreise war.

Bald kamen auch die Gespielinnen der Prinzessin herbei, ebenfalls schöne Mädchen, und nun begannen sie anmuthige Spiele und sangen Lieder, daß der Berggeist nicht wußte wie ihm geschah.

„O hört! hört!“ rief mitten im Gesange abbrechend die Prinzessin und lauschte mit verklärtem Lächeln dem Schlagen einer Nachtigall. — Die Gespielinnen lauschten ebenfalls, und auf des Berggeists Gebot stimmten plötzlich alle Nachtigallen einen Chor an, wie ihn seitdem wohl kein Mädchen wieder gehört hat.

„O Himmel!“ rief die Prinzessin, „was ist das?“ — aber noch hatte sie diese Worte nicht ganz ausgesprochen, als schon ein neues Wunder sich begab: wo ihr Fuß weilte, sproßten Veilchen und Hyacinthen her-

vor, und von allen Seiten flatterten duftende Rosen auf sie herab.

„Prinzessin!“ riefen die Gespielinnen, „o Prinzessin! daß geht nicht mit rechten Dingen zu! Hier muß ein Geist im Spiele seyn, und allem Anscheine nach liebt er Euch.“

„Ja! ich liebe Dich!“ rief der Herr der Berge und trat sichtbar hervor. Die Mädchen erschrocken und wollten fliehn, aber die wunderbare Schönheit des Jünglings welche sie erblickten, bannte sie daß sie nicht fort konnten.

Der Berggeist nahte sich der Prinzessin und wiederholte sanft: „Ich liebe Dich, Du schönes Erdenkind — sage auch Du, daß Du mich liebt!“ — Die Prinzessin aber zog ein krauses Näschen und antwortete: „Ich bin die Prinzessin Livia — wer seyd Ihr, daß Ihr es wagt, auf so seltsame Art um mich zu werben.“

„Verzeihe,“ — versetzte der Geist — „verzeihe, wenn ich — fremd — wieder Eure Gebräuche fehlte. — Ich kenne sie nicht, und weiß nur das Eine: daß ich Dich liebe! — Komm, komm mit mir, Du holdes Wesen! fort aus dieser Umgebung, die Deiner unwürdig ist; in reinern Regionen, unter mächtigern Wesen, da herrsche über mich, den Mächtigsten unter ihnen. — Nur laß mir milde Dein schönes Auge leuchten und sieh, ob Du mich wieder lieben kannst.“

Somit schlang er seinen Arm um den schlanken Leib der Prinzessin, die nicht wußte wie ihr geschah,

und schwebte mit ihr der Riesenkoppe zu. Die Gespielen aber liefen voll Schrecken ins Schloß und erzählten den Fürsten Barsanuph, was sich begeben, worüber der Fürst dermaßen in Verzweiflung gerieth, daß er nicht zu Mittag essen wollte, und diesen Vorsatz sicher auch ausgeführt hätte, wenn nicht der Mundloch so eben mit seiner Lieblingsspeise in's Zimmer getreten wäre.

Der Berggeist führte, wie gesagt, seine schöne Beute auf die Riesen- oder Schneekoppe. So kahl und öde selbige nun aber von jeher war und noch bis auf den heutigen Tag ist, so kostete es dem Herrscher doch nur ein Wort und inmitten eines duftenden Frühlingsgartens erhob sich ein Pallast, wie ihn der türkische Kaiser, (der doch viel auf Pracht, Ueppigkeit und Weichlichkeit hält), sich nicht schöner wünschen könnte.

Prinzessin Livia war unterwegs in Ohnmacht gefallen, wie dies so Sitte ist bei jungen Mädchen, wenn ihnen eine unerwünschte Ueberraschung wird. Der Berggeist, der sich auf Ohnmachten ganz und gar nicht verstand, glaubte, seine geliebte Entführte schliefe nur, und legte sie deshalb auf einen prachtvollen Divan, dann setzte er sich neben sie, küßte ihre kleine weiße Hand und harrete geduldig, bis sie „den dunklen Franzen-Vorhang“ ihrer braunen Augen wieder aufziehen und ihm sein unermesslich Liebesreich auf's neue strahlen würde. Endlich erwachte Livia, aber ihr Erwachen war bei

weitem nicht so erfreulicher Art, als der Gnom es sich gedacht hatte.

„Wo bin ich?“ war ihre erste Frage.

Der Geist nahm diese Frage buchstäblich und versetzte treuherzig: „Auf dem Sopha.“

Daß war aber der schönen Livia nicht genug. Sie wollte mehr wissen, und der Geist nahm keinen Anstand, ihr zu wiederholen, „daß er ein Gnomenfürst sey, daß er sie liebe, und daß sie ihn wieder lieben möge.“

Livia erschrak gewaltig; sie warf sich dem Berggeist zu Füßen, und beschwor ihn: er möge sie wieder freigeben, und sie zurücklassen an den Hof ihres Vaters, des Fürsten Barsanuph, einen Geist zu lieben, d. h. so recht eigentlich, sey einem Erdenmädchen ganz und gar unmöglich. — „Warum?“ fiel Rübezahl ihr hastig in's Wort, „warum ist Euch Erdenmädchen das unmöglich?“ — Die Prinzessin stutzte und erröthete — sie mußte nicht, was sie antworten sollte, denn die Wahrheit so grade herauszusagen, wäre doch von einem Mädchen, besonders von einer Prinzessin, ein bißchen viel verlangt gewesen. Sie suchte sich endlich damit zu helfen, daß sie das alte Sprichwort: „Nur Gleich und Gleich gesellt sich gern,“ citirte. Der Berggeist war aber viel zu verliebt, um sein Schätzchen um eines Sprichworts willen aufzugeben, er sagte ihr daher rund heraus: daß er sie liebe und anbete, daß sie über ihn und alle seine Unterthanen nach Gefallen herrschen möge, aber ihre Freiheit bekäme sie durchaus nicht eher, bis

ste ihn wieder liebe. — „Geh mir aus den Augen, Du Unhold!“ zürnte die Prinzessin; — der Geist gehorchte, indem er vor ihren Augen in einen leichten Nebel zerfloß.

„Und der will mich heirathen!“ rief die Prinzessin, die das wundersame Verschwinden ihres Anbeters mit Staunen gewahrte, ärgerlich lachend. — Dann setzte sie sich auf dem Sopha zurecht und — schmolle.

Drei Tage schmolle Pivia — der Geist ließ sich nicht sehen, sondern umschwebte nur unsichtbar sein troziges Liebchen, alles schnell herbeischaffend was sie wünschte, außer — Gesellschaft. Die Prinzessin hatte geglaubt, sie würde mit ihren Schmolle den Berggeist weich machen, aber der konnte schon etwas mehr vertragen, wie ein irdischer Liebhaber oder Ehemann.

Endlich hielt's die Prinzessin selbst nicht mehr aus, halb weinend und halb lachend rief sie: „Geist! erscheine mir!“ und alsbald stand der Geist vor ihr und fragte demüthig: „Was befiehlt meine Gebieterin?“

„Soll ich vor langer Weile hier sterben?“ fragte die Prinzessin, — „auf! schaffe mir Gesellschaft, aber verschone mich mit Deinen Geistern, ich will Menschen sehen!“ — „Es geschehe wie Du willst!“ sprach der Geist und verschwand.

Bald darauf kehrte er wieder, in der einen Hand ein goldnes Stäbchen, in der andern ein Körbchen voll hübscher frischer Mohrrüben. Beides der Prinzessin reichend, sprach er lächelnd: „Hier hast Du Gesellschaft.“

Livia schaute bald den Geist, bald die Rüben an, und hatte nicht übel Lust, ihm selbige samt dem Korbe an den Kopf zu werfen, sie biß die Lippen zusammen, wandte sich ab und murmelte: „Schön! erst mich geraubt und dann mich noch verspottet.“

„Du thust mir Unrecht schöne Livia!“ sprach der Geist; „Nicht verspotten will ich Dich, aber wisse: nimmer darf ich einen wirklichen Menschen außer Dir, in diesen Zaubergarten bringen, ohne den ganzen Zauber zu zerstören, — doch berühre nur mit dem Stäbchen da eine Rübe, und sogleich wird sie sich in diejenige Person verwandeln, welche Du zu sehen wünschest.“

Livia nahm das Stäbchen, berührte zweifelnd eine Rübe und lächelte: „Rübe! werde flugs zum schönsten jetzt lebenden Mädchen!“ — Kaum hatte sie die Worte gesprochen, so stand ein ihr Zug für Zug gleichendes Mädchen da. — „Ei!“ lächelte sie — „der Zauber ist artig!“ der Berggeist aber rief entzückt: „Siehst Du! siehst Du! Du bist das schönste Mädchen!“ —

„Ich will es allein seyn!“ sprach die Prinzessin, berührte ihr Ebenbild mit dem Zauberstabe und befahl: „werde was Du warst!“ Als bald lag wieder eine Rübe zu ihren Füßen; sie warf sie aus dem Fenster, aus den andern Rüben aber schuf sie die Gestalten ihrer Gespielinnen, und alle waren so ähnlich und sprachen und thaten ebenso wie jene Mädchen, daß Livia selbst getäuscht wurde und alles fast für Wirklichkeit hielt — jetzt hatte sie Gesellschaft und der Berggeist wurde auf's

neue fortgewiesen. Er ging, d. h. er machte sich unsichtbar und war nach wie vor um sie, sich ergötzend, wie sie mit den Rübenmädchen schwatzte und spielte. Mehrere Tage ging das ganz gut, als aber eines Morgens Livia in den Blumen-Saal trat, wo um diese Zeit ihre Gespielinnen schon versammelt waren — hilf Himmel! wie ward ihr da, als ihr statt der blühenden jungen Mädchen lauter alte zusammengeschnurrte Mütterchen sahend und hüffelnd entgegenwankten, Einige lagen sogar am Boden und schienen eben verschwinden zu wollen.

Voll Entsetzen entfloß sie wieder aus dem Saal, eilte in den Garten und rief den Geist.

Er erschien.

„Falscher Geist!“ sprach sie weinend, „warum mordest Du tückisch die Jugend meiner Gespielinnen? Den Augenblick verjünge sie wieder!“ —

„Das ist mir unmöglich!“ versetzte der Geist, „nicht kann ich den Lauf der Natur hemmen, wenn ich auch über ihre Kräfte gebiete. Deine Gespielinnen waren so lange jung und blühend, als noch Saft in den Rüben war, woraus sie entstanden, mit diesen welken auch jene dahin. — Geh! verwandle sie wieder in Rüben, ich werde Dir neue holen, daß Du neue Gespielinnen Dir verschaffen kannst.“

„Damit mußte Livia denn wohl zufrieden seyn. Sie kehrte in den Saal zurück, verwandelte die alten Weiber wieder in Rüben und harrete der neuen, welche der Geist ihr versprochen.“

Nicht lange währte es, da kam denn auch der Geist daher und brachte ihr ein neues Rüben-Körbchen, aber kaum halb gefüllt und etwas verlegen entgegnete er auf die Fragen der Prinzessin: warum er so wenig brächte?

„Diese Rüben wachsen nur auf einem kleinen Acker auf dem höchsten Punkt der Koppe — Du bist ein wenig verschwenderisch damit gemessen und mußt nun einige Tage warten, bis die neu gesäeten aufgegangen sind.“

„Wie viel hast Du gesäet?“ fragte Livia.

— „Du wirst genug haben.“ —

„Ich will wissen, wie viele Du gesäet hast.“

— „Wie kann ich das wissen?“

„Zähle sie!“

— „Wozu?“ —

„Weil ich es haben will!“ Geh! zähle die Rüben, und daß nicht Eine fehlt — ich will einmal sehen, ob Du mich wirklich so liebst, wie Du immer sagst.“ „O! wenn das ist,“ rief der Geist lächelnd, „so will ich gehen und zählen, Du liebe launische Geliebte!“ und er ging und zählte Rüben.

Livia schaute ihm nach und lächelte ebenfalls, aber boshaft, listig, und sprach: „Zähle Du nur!“ Als er nun im eifrigsten Zählen begriffen war, nahm sie hurtig die stärkste und schönste Rübe aus dem Körbchen, verwandelte sie in ein Flügelpferd, schwang sich auf und befahl: „Trage mich hurtig in meine Heimath zu

den Meinen.“ Und schneller als der Aar schoß das Pferd mit der kühnen Reiterin hinab in's Thal, fort über die Ebene nach der Burg des Fürsten Barsanuph, wo bei ihrem Erscheinen ungeheurer Jubel erscholl, worauf sie dann ihrem Herrn Vater alles ausführlich erzählte.

Derweilen war der Geist fertig worden mit Rechenzählen, um ja recht sicher zu gehen, hatte er das Feld dreimal durchgezählt, nun wußte er's auf ein Haar, wie viele Rüben auf den Acker kommen würden und eilte zurück ins Zauberschloß, um seiner Liebsten die Botschaft zu bringen.

Aber die Liebste war nicht im Schloß — er sprang in den Garten, aber die Liebste war nicht im Garten — da merkte er Etwas. — Wie der Blitz warf er den schweren Erdenkörper ab und schwang sich hoch — hoch in die Luft.

Da sah er wie seine schöne Ungetreue auf dem Zauberpferde eben über die Grenze seines Reichs flog — wüthend ballte er ein Paar Wolken zusammen, und schleuderte Donner, Blitz und Hagel der Flüchtigen nach — aber sie war schon außer dem Kreise seiner Macht, und nur eine tausendjährige Eiche zerstückelten die Boten seines Zorns. Als die erste Wuth vorbei war, beschloß er in Güte zur Rückkehr sie zu bewegen, er nahm seine schöne Jünglingsgestalt wieder an, eilte in das Schloß und in den Prunksaal des Fürsten Barsanuph, wo so eben das Fest der glücklichen Wiederkehr Livia's begangen wurde. — Er stürzte ihr

ohne Umstände zu Füßen und flehte: „O kehre zurück, Iwina — ich liebe Dich und wenn Du mich nicht erhörst, so muß ich vergehen in trostloser Verzweiflung und fluchen meiner höbern Natur, die Dich mir entfremdete.“

Aber die schöne stolze Prinzessin lachte höhnisch und versetzte: „Thor! nimmer werde ich dich lieben und warst Du schöner noch als Du bist! ich verlache Dich! hüß' Deinen eiteln Wahn, und verbieg Dich und Deine Schmach in Deiner Berge tiefsten Schacht Rübenzähler!“

Und all das dumme Hofgesindel brach in ein lautes Gelächter aus und quakte:

„Rübezahl! — Rübenzähler! — Rübezahl!“

Verzweifelt sprang der verhöhnte Liebhaber auf und fuhr davon auf den Flügeln des Sturmwindes seinen Bergen zu.

Der Freiherr hatte heiter und mit Theilnahme zugehört. „Rübezahl,“ sagte er, „hat mich immer sehr interessiert, denn als Kind hörte ich eine meiner Tanten oft stundenlang von dem schönen Riesengebirge und dem Herrn der Berge erzählen, ich wünschte hinfliegen und ihn rufen zu können, denn ich glaubte fest: er werde, er müsse auf meinen Ruf erscheinen.“

„Habe doch ich als Mensch von zwanzig Jahren den Rübezahl feierlich gerufen als ich auf der Koppe stand, aber er war nicht so gütig zu erscheinen.“

„Wenn ich hoffen darf Sie mit diesen Märchen zu unterhalten, lese ich mehr aus dem Büchlein vor,“ sprach Franz und nach dem Wunsche des Freiherrn las er in den nächsten Nächten die folgenden Märchen.

Fünf und siebenzigste Nacht.

Das zweite Märchen von Rübezahl.

Der gute Berggeist hieß, wie wir am Ende des ersten Märchens sahen, ein bißchen sehr stark über die Schnur. Ein hübsches Mädchen hatte ihn betrogen — was weiter? — aber er redete gleich mit übermäßigen Pathos von dem ganzen Menschengeschlechte! — so machen es die Verliebten! — Die Geliebte ist ihnen das vollkommenste Wesen; um ihrentwillen und zu ihrem Zeitvertreib, verpuffen sie — wie ein berühmter Mann *) sagt — Sonne, Mond und alle Sterne in die Luft! und finden sie endlich, daß ihre Göttin nichts weiter war, als ein recht gewöhnliches — Weib: dann lamentiren sie auf klägliche Weise und werfen alles andre, so herrlich es immer sey, wie schlechten Plunder mit bei Seite, oder gar ganz weg.

*) Mephistopheles in Göthe's Faust.

Ein eingefleischter Mensch kommt auch selten eher wieder zur Vernunft, bis ihm die Vernunft nichts mehr nützt — will sagen: bis sein Kopf grau, sein Lebensmarkt vertrocknet ist und sein Blut kalt und träge durch die Adern schleicht — dann kommt die Zeit, daß er stirbt — und nun ruft der Dümme mit dem weisen König Salomo um die Wette: „Es ist alles eitel!“ — und der Spaß ist vorbei. Ein Geist hat es etwas besser! der kann sich so eine Sache ein Paar hundert Jahre ruhig überlegen und dann einen neuen Lebenslauf beginnen. Wird er dann auch noch hin und wieder betrogen, es schadet das nichts! — Er wird gelegentlich immer klüger, so, daß am Ende selbst ein Weisberberz für ihn nicht unergründlich ist.

Freund Verggeist bedurfte kaumdreißig Jahre, um seinen Lieblingsgram zu verschmerzen und recht herzlich darüber lachen zu können. Indessen ward ihm doch ein bißchen seltsam zu Sinne, als er nach Verlauf dieser Zeit seine Rose in eine Hanbutter umgewandelt fand — und als die Arme endlich überreif abfiel, und nichts mehr übrig war von allem Himmelsreiz, als ein wenig Staub — da durchzuckte ein schmerzliches Gefühl das Herz des Geisterfürsten, und hinab fuhr er in sein unterirdisches Reich und blieb daselbst dreihundert Jahre lang!

Als er endlich wieder einmal aufgeweckter Laune war, kam ihm die Lust an, seine Studien unterm Menschengeschlecht wieder aufzunehmen, nur that er sich selbst den Schwur, sich nicht wieder zu ver-

lieben und aller Empfindsamkeit für immer zu entsagen! dagegen seiner Laune den Zügel schießen zu lassen. Also gerüstet stieg er zu Tage.

Kaum erkannte er von seiner Riesenkoppe herab die Gegend wieder, so war sie in den dreihundert Jahren verändert. Dorf an Dorf erblickte er im Thal! unzählige Bauten waren auf den Berghöhen zerstreut! — Wälder ausgerodet und hie und da erhoben sich die Thürme einer Stadt — das Schloß des Fürsten Barsanuph aber war verschwunden und sein Fürstenthum wurde nicht mehr genannt.

„Die Menschlein“ — brummte der Berggeist — „die Menschlein haben hier auf meinem Grund und Boden gewirthschaftet, als ob sie Herren wären und ich gar nicht existirte — nun vielleicht wissen sie's auch gar nicht einmal, daß ich bin — und so mag's ihnen hingehen! — will aber doch einmal sehen, wie sie's jetzt treiben.“

Er stieg in's Thal, verwandelte sich in einen rüstigen hübschen Burschen und verdung sich bei einem reichen Bauer als Knecht. — Er arbeitete fleißig und treu und alles was er angriff, gedieh ganz vortrefflich; das gefiel dem Bauer gar wohl! und er hielt seinen Knecht recht wacker, so daß Hans', (wie er sich nannte), oft sich sagte: „So gar schlimm sind die Menschen doch nicht!“

Ein Zufall verleidete ihm jedoch den Aufenthalt bei dem ehrlichen Bauer um allzufrüh, und das geschah also:

Der Bauer gab ihm einen Auftrag, in ein entferntes Dorf jenseits des Berg-Kammes zu bestellen. — Schon stand Hans reisefertig, den Zehrsack über den Rücken, den Wanderstab in der Hand, vor der Hausthür, als die junge hübsche Bauersfrau — welche ihm gar nicht gram war, ihm auf die Schulter klopfend, freundlich sprach: „Schreitet nur wacker, lieber Hans, daß Ihr noch vor Abend über den Berg seyd, damit Rübezahl Euch nicht necket.“ — — Hans stand, wie vor den Kopf geschlagen, als er seinen Spottnamen, womit Prinzessin Livia ihn vor dreihundert Jahren in die Flucht geschlagen hatte, von der hübschen Bauersfrau aussprechen hörte — kaum wollte er seinen Ohren trauen! „Rübezahl!“ murmelte er zwischen den Zähnen — „Rübezahl? — wer ist das?“

Da schlug aber das hübsche Weibchen die Hände über dem Kopf zusammen und schrie: „Hans! — Hans! — was ist Euch? woher seyd Ihr, daß Ihr den Rübezahl nicht kennt? — denkt nur!“ rief sie ihrem Manne, so wie den hinzutretenden Knechten und Mägden entgegen — „denkt nur! der Hans weiß nicht, wer der Rübezahl ist —“ und alle brachen in ein unausschliches Gelächter aus und schrieen: „Ist's möglich! — er kennt den Rübezahl nicht! — den Rübezahl nicht zu kennen! — den Rübezahl nicht?“

„Nun zum Teufel!“ rief ingrimmig Hans, „so sagt mir, wer der Kerl ist!“

„Mensch!“ sprach die Bäuerin plötzlich ernst und

fast erschrocken: — „Nenne den Rübezahl nicht Kerl!
— daß könnte Dir übel bekommen! aber wer er ist
und woher er seinen Namen hat, will ich Dir erzäh-
len, damit Du Dich vor Schaden hütest!“ — Dar-
auf faßte sie ihn beim Arm, zog ihn, trotz alles Sträu-
bens, wieder in die Stube, nöthigte ihn zum Sitzen
und begann ausführlich und mit vielen Zusätzen zu er-
zählen, was wir aus dem ersten Märchen schon wisse-
sen. Sie schloß damit: daß Rübezahl jetzt als garstiger
Riese auf dem Gebirgs-Kamm des Nachts sein
Wesen treibe, den Wanderer schrecke und Manchen schon
in den Abgrund gestürzt habe.“

Der gute Hans hörte die erbaulichen, wahren und
Lügenhistorien mit an, und saß dabei, wie auf Kohlen.
Hin und wieder warf er einen Zweifel, auch besonders
dagegen auf, daß der Berggeist harmlose Wanderer schrek-
ken und gar tödten solle; er meinte: sicher wären jene
Wanderer unvorsichtige Wagehälse gewesen, die sich bei
bösem Wetter den Abgründen genähert und vom Sturm-
wind erfaßt in die Tiefe hinabgeschleudert worden. —
Aber die Bäurin und alle Andere schriegen: „Nein,
nein! Rübezahl, der tückische Berggeist hat's gethan!“
und der Großknecht war frech genug, zu behaupten:
ihn selber habe der Berggeist schon gepackt gehabt; in
Gestalt eines rußigen Köhlers, mit glühenden Augen,
einem Ruchschwanz, und ein Horn vor der Stirn, mit
rothem Judasbart, sey er ihm auf dem Kamm erschie-

nen. — Zum Glück habe er (der Knecht) ihn mit einem geweihten Rosenkranz in die Flucht geschlagen und ihm darauf seinen Etelnamen nachgerufen.

Hans lachte laut auf und sagte dem Großknecht in's Gesicht: „Du bist ein unverschämter Gauch! Du hast den Rübezahl nie gesehen!“

Der Großknecht aber wurde kirschbraun im Gesicht und schrie erbozt: „Selbst Gauch Du! mir kannst Du sagen, daß ich lüge?“

„Ei!“ lachte Hans, „mußttest Du den Rübezahl nicht wieder erkennen, wenn Du ihn einmal gesehen hättest?“ „Das würd' ich wohl!“ schrie der Großknecht, „aber Rübezahl wird sich schon hüten, mir wieder zu erscheinen, ich hab' ihm Mores gelehrt.“

„Nun, ich will Dich's auch lehren!“ rief Hans, gab dem Großknecht ein Paar derbe Ohrfeigen, und alsbald saßen ihm ein Paar Eselsohren an dem Kopf.

Wie versteinert stand der Großknecht da — die Andern aber schrieen entsetzt auf über das Mirakel. „Nun kannst Du sagen, Du habest den Rübezahl gesehen!“ — hohnlachte der Berggeist — „und magst es beschwören bei Deinen Ohren, wenn man Dir's nicht glauben will — dank es meiner guten Laune, daß Du diesmal so gut davon kommst! Ihr Andern aber merkt's Euch: wer den Berggeist noch einmal bei dem ihm verhassten Spottnamen nennt, dem wird er den Hals umdrehen.“ — Als er so gesprochen, ging er aus dem

Hause, dessen Bewohner ihm voll Schreck und Staunen nachstarrten.

Der arme Großknecht aber behielt seine Eselsbohren so lange er lebte, und wenn er sie stuzte, so wuchsen sie immer wieder neu.

Ende des zweiten Bandes erster Abtheilung.